No. 23. Jahrgang IV. Allgemeine Berlin, 7. Juni 1895.

Israelitische Wochenschrift

Jeschurun.

Herausgeber: A. Levin, Berlin.

Bezugspreis: vierteljährl. 2 Mk.

Erscheint an jedem Freitag. Bezugspreis für das Ausland: Mk. 2.50. Zu beziehen durch die Post unsere Expeditionen und den Buchhandel

Redaktion und Verlag: Gr. Hamburgerstr. 21. Anzeigen, die Zeile 25 Pf., nehmen alle Anoncen-Expeditionen sowie unser Bureau entgegen.

Inhalt:

Zur Lage in Frankreich.

Ueber die erste Antisemitendebatte in der französischen Kammer haben wir in der vorigen Nummer kurz referiert und hat die politische Tagespresse lange Berichte gebracht. Einen Kommentar zu diesen trockenen Berichten liefert der Pariser Korrespondent der Frankfurter Zeitung in einem Leiter, dessen Wiedergabe unseren Lesern sicherlich willkommen sein wird. Er schreibt unter dem 26. Mai:

Gestern hat also der Antisemitismus seinen Einzug in die französische Kammer gehalten. Er kam zum ersten Male, aber er wurde mit soviel Kühle und Gleichgiltigkeit aufgenommen, daß er wohl nicht allzu häufig wiederkommen wird. Seit einigen Jahren versucht man, die glorreiche deutsche Erfindung der Judenhetze in Frankreich einzubürgern. Zuerst hat sich die Presse ans Werk gemacht. Drumont hat seine „Libre Parole" gegründet, eigens zu dem Zweck, mit Israel anzubinden. Drumont ist ein hervorragender Mann, ein glanzender Stylist, der über das große revolutionäre Pathos verfügt, und ein unbescholtener Charakter. Seine Artikel gehören zu den lesenswertesten der gegenwärtigen Pariser Presse. Aber um ihn zu verstehen, ist ein gewisses litterarisches Feingefühl nötig. Er wird nie in die Massen dringen wie Rochefort, dem er es gar so gern als Volkstribun gleichthun möchte; erst kürzlich hat er in kindischer Weise Rocheforts Rückkehr aus dem Exil kopiert. Aber Drumont wird nie aufs Volk wirken. Er ist ein Litterat für die Gebildeten, und seine treuesten Leser und diejenigen, die sein Talent am besten zu würdigen vermögen, sind höchstwahrscheinlich die Juden. Auch nimmt man ihn als Antisemiten nicht besonders ernst. Der Judenhaß, wie er ihn betreibt, ist eine Art Monomanie, eine Schrulle, wie man sie so oft bei hochbegabten Männern findet. Er redet sich hier das verrückteste Zeug ein: er glaubt an einen internationalen Geheimbund der Juden, mittels dessen sie sich der Herrschaft über die Welt bemächtigen wollen; er glaubt ganz wörtlich und ernstlich, daß die Minister Frankreichs von Rothschild Befehle empfangen 2c. Als der Dahomey-Feldzug geplant wurde, stand in der „Libre Parole" zu lesen: Rothschild arbeite im stillen gegen diesen Feldzug, weil die Dahomey-Neger semitischer Abstammung seien und er sich mit ihnen solidarisch fühle. Ueber das alles liest man mit Lächeln oder mit Achselzucken hinweg. Die wahre Bedeutung Drumonts liegt nicht im Kampfe gegen die Juden, sondern im Kampfe gegen die Korruption. Die Glanzzeit der „Libre Parole" ist die Panama-Epoche gewesen, und Drumont hat sich unvergängliche Verdienste erworben durch den Mut, mit welchem er dem Gesindel aus Finanz und Politik, das sich in dieser grandiosen Betrugsgeschichte zusammengefunden hat, die Maske herunterriß. Dabei ist ihm denn das Malheur passiert, daß er in seinem Blatte, dessen Spezialität, wie gesagt, die Judenvertilgung sein sollte, sich mit viel mehr christlichen als mit jüdischen Betrügern zu befassen hatte. Die Juden blieben zwar immer das Grundmotiv seiner publizistischen Thätigkeit, und wenn gar zu viel gut katholische Gauner sich zusammenfanden, so tröstete er sich damit, daß im Grunde doch die Juden schuld seien; denn diese hätten die lautere Seele des französischen Volkes verdorben. Ein flüchtiger Blick in die Geschichte genügt, um dieses Argument zu entkräften. Man braucht nur zu sehen, mit welchem Eifer im Mittelalter die fromm-gläubigen Könige Frankreichs die Falschmünzerei betrieben haben, um sich zu vergewissern, daß die finanziellen Unsauberkeiten nicht erst durch die Juden nach Frankreich verpflanzt wurden. Aber abgesehen davon, daß dieses Argument leicht widerleglich ist, bleibt die Thatsache bestehen, daß der große Ober-Antisemit Drumont ein wahrhaftes Thätigkeitsfeld nur finden konnte, indem er sein Wirken zum Kampfe gegen die Korruption „ohne Unterschied der Konfession" erweiterte.

Ganz ähnlich ist es mit der gestrigen Kammer-Debatte gegangen, und ihr Verlauf ist beinahe symbolisch. Sie fing als Judenhetze an, und am Schluß war plötzlich nur von der Korruption die Rede, von der Südbahn-Affaire, die neben dem jüdischen Finanz-Gauner Baron Reinach so erlesene gut christliche Mit-Gauner birgt; dieser Teil der Debatte erst begann wahrhaft zu zünden, und während man über die Südbahn hin und her dabattierte, waren die Juden auf einmal spurlos aus der Debatte verschwunden. Als so im Verlauf der gegen die Juden heraufbeschworenen Diskussion die christlichen Deputierten mit dem christlichen Ministerium in einen bedenklichen Streit zu geraten begannen, rief ein

witziger Sozialist: „Der Gott Israels hat wieder einmal sein Volk gerettet."

Was in der Kammer vorging, ist ein getreues Abbild der Stimmung des französischen Volkes, und auch von ihm kann man kurz sagen: „Das französische Volk ist nicht gegen die Juden, sondern gegen die Korruption." Jeder Versuch, den Antisemitismus durch jene Argumente einzubürgern, mit denen er in anderen Ländern sein Glück gemacht hat, ist in Frankreich gescheitert. Das Publikum glaubt Herrn Drumont nicht, daß die Juden einen Geheimbund bilden, um sich der Herrschaft der Welt zu bemächtigen, und daß Rothschild der ungekrönte König von Frankreich ist. Das Publikum glaubt Herrn Drumont nicht, daß die Juden eine fremde Rasse sind, und selbst wenn es ihm das glaubt, so ist dem französischen Publikum das vollständig gleichgiltig. Herr Drumont hat in der ersten Zeit der „Libre Parole" gegen die Juden in Frankreich ohne Ausnahme gewettert. Da kam die Duell-Affaire des unglücklichen Kapitain Mayer; seitdem ist Herr Drumont vorsichtiger geworden und macht einen Unterschied zwischen den in Frankreich seit Generationen lebenden jüdischen Familien und den erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit aus Deutschland eingewanderten Juden. Letztere sind nunmehr das hauptsächliche, wenn nicht alleinige Objekt der antisemitischen Agitation. Allerdings ist nun gegenwärtig eine gewisse Mißstimmung gegen die deutschen Juden zu bemerken. In dieser Mißstimmung steckt aber zunächst eher antideutscher Chauvinismus, als Antisemitismus. Hervorgerufen ist sie aber eben dadurch, daß in den Korruptions-Skandalen der letzten Zeit die Namen deutscher Juden allzu häufig vertreten waren. Die frechen Schwindeleien der Cornelius Herz, Reinach, Arton haben der antisemitischen Propaganda eine gewisse Nahrung verliehen; das meiste Kapital aber hat sie aus der leider immer noch so geheimnisvollen Hochverrats-Affaire Dreyfuß geschlagen. Aber auch hier ist der Erfolg bisher weit hinter den Bemühungen der Agitatoren zurückgeblieben. Nicht einmal die Hetze gegen die deutschen Juden, wo, wie gesagt, der Chauvinismus dem Antisemitismus nachhalf, hat zu greifbaren Resultaten geführt. Es ist nicht mehr da, als eine Mißstimmung. Da diese Mißstimmung in der Korruption wurzelt, so ist sie durch ein sehr einfaches Mittel zu bekämpfen: durch tadellose Anständigkeit. Wenn unter den aus Deutschland stammenden Juden die Herz, Reinach und Arton keine Nachfolger finden werden, — wenn sie sich als Ehrenmänner und Patrioten zeigen werden, so wird die gegen sie herrschende Mißstimmung rasch und spurlos verschwinden. Man braucht sich in der That nur die Parteien im Parlament anzusehen, um zu erkennen, daß der Antisemitismus in Frankreich keine Zukunft hat. Das Zentrum ist nicht antisemitisch, die Radikalen sind es nicht, die Sozialisten auch nicht. Nur auf der äußersten Rechten und auf der äußersten Linken hat der Antisemitismus einige Anhänger. Auf der äußersten Rechten sind es die Klerikalen, die ihn unterstützen. Die eifrigsten Antisemiten in Frankreich sind nämlich die ganz frommen und ganz orthodoxen Katholiken; und dieses religiöse Element im Antisemitismus ist gewiß nichts, was ihm eine Zukunft verspricht. Auf derselben Rechten aber sitzen auch nicht wenige Abkömmlinge alter französischer Adelsgeschlechter, die gar nichts Besseres wünschen, als sich mit jüdischem Reichtum zu verschwägern und so ihre etwas fadenscheinig gewordenen Wappenschilder frisch zu vergolden. Nirgends sind die Heiraten zwischen Hoch-Finanz und Hoch-Aristokratie so häufig wie in Frankreich. Das ist Drumonts ewiger Jammer; aber das hindert nicht, daß unter diesen Umständen der französische Hochadel wenig geeignet als Pflanzstätte für judenfeindliche Ideen erscheint. Auf der äußersten Linken sitzen die letzten Trümmer des Boulangismus. Diese Herren können sich nicht mehr Boulangisten nennen, da es keinen Boulangismus mehr giebt; anderseits könne sie aber nur Ansichten und Benennungen brauchen, welche Skandal machen; wenn daher gerade der Antisemitismus Skandal macht, so entdecken sie sich als Antisemiten. Aber sie machen sich aus den Juden keine beschränkende Spezialität. So hat z. B. erst dieser Tage der Begründer des Boulangismus, Herr Georges Thiébaud, eine ganz neue Hetz-Partei erfunden: den Anti-Protestantismus.

Auf dieser äußersten Linken sitzen die beiden Deputierten, die gestern mit bemerkenswerter Talentlosigkeit als erste Wortführer des Antisemitismus in der Kammer auftraten. Da ist zunächst Denis, ein schlechter Provinz-Advokat, früher die Leuchte des Barreaus von Dax, der mit honigsüßer Tartuffe-Stimme spricht und seinen Vortrag mit lächerlichen Komödianten-Gesten begleitet. Der Zweite ist der Vicomte d'Hugues, ein junger Mann, der seine Rede aufsagt, wie eine auswendig gelernte Schularbeit, der mit leiser, verschüchterter Stimme spricht und dabei mit der Zunge anstößt, und dessen Erscheinen auf der Tribüne die unvermeidliche Wirkung hat, den Saal sofort zur Hälfte zu leeren. Der Sozialist Rouanet brachte in einer vorzüglichen Rede die Stimme der Einsicht zu Gehör und erzielte mit dieser Rede, in der nicht ein einziges geistreiches Wort vorkam und die eben nur in einfachen und klaren Wendungen ausdrückte, was jeder vernünftige Mensch denkt, einen Erfolg, wie er ihn noch nie gehabt hat, seit er der Kammer angehört. Er war es, welcher der Debatte die oben erwähnte Richtung gab: „Nicht „Gegen die Juden!" muß das Feldgeschrei lauten, sondern „Gegen die Korruption!"" Die Kammer klatschte lauten Beifall. Damit ist, um es nochmals zu betonen, den französischen Juden die Richtschnur deutlich vorgezeichnet: Wenn man die Juden stets auf der Seite von Recht und Ehre gegen die Korruption finden wird, so wird es niemand mehr wagen, in Frankreich von einer Judenfrage zu sprechen.

Höre, Israel!

Von M. A. Klausner.

Das Programm des sogenannten liberalen Komité's enthält, wie wir seiner Zeit mitgeteilt, in merkwürdigem galizischen Deutsch die Aufforderung, „unsere Kinder in dem Geiste zu erziehen, der uns selbst erfüllt: der Liebe zu unserem Glauben, der Liebe zu unserem deutschen Volke," auf daß sie „bleiben, was wir sind: Deutsche nicht blos nach Sprache und Bildung, geschweige denn nur nach dem bestehenden Recht, sondern auch Deutsche der Empfindung nach."

Ich habe den sehr entschiedenen Wunsch und die zuversichtliche Hoffnung, meine Kinder als Deutsche nicht dieser „Sprache und Bildung" nach zu sehen, und selbst der jüngste unter ihnen dürfte strengen Verweises gewiß sein, wollte er in seinem Quintaner-Aufsatz mit solchen übel stylisierten und den Gesetzen der deutschen Sprache zuwiderlaufenden Redewendungen aufwarten. Ließen aber die älteren sich beikommen, mit Geringschätzung von Leuten zu sprechen, die Deutsche sind „nur nach dem bestehenden Recht", so wären sie in dringender Gefahr, auf's neue pädagogische Mittel ange-

wendet zu sehen, denen sie sonst entwachsen zu sein glauben dürfen.

Doch ich brauche solche Besorgnis nicht zu hegen. Meine Kinder sind nach Maßgabe ihrer Jahre mit der deutschen Geschichte vertraut, nicht zum wenigsten mit den Kapiteln, die von deutscher Schande erzählen, indem sie von den Leiden der deutschen Juden berichten. Meine Kinder wissen von den Martern, die durch mehr als ein Jahrhundert ganze Geschlechterfolgen ihrer Vorfahren zu Märtyrern machten; sie wissen von den namenlosen Qualen, die ihrer Väter Chronik mit Blut und Thränen niederschreiben ließ; sie wissen von den Peinigungen, die an der „Pfaffengasse“ anhoben, über Worms und Speier und Erfurt sich fortsetzten und erst an der Reichsgrenze aufhörten, wo den Verfolgern nicht der Haß, aber die Macht ausging; sie wissen, wie die deutschen Juden, ein leidgewohntes Geschlecht, in dem Asyl selbst, das vor den Nachsetzungen des allzu stiefväterlichen Vaterlandes sich ihnen aufthat, das Deutschtum nicht vergaßen, seine Sprache treu bewahrten, treuer und sorglicher als die vermochten, die im Lande blieben und dessen Kultur in gräuelvollen Kriegen bis zur Spurlosigkeit verwüsteten. Meine Kinder wissen, daß die von deutschem Raub- und Mordgesindel aus Deutschland vertriebenen deutschen Juden Deutsche geblieben sind auch in der gastfreien Fremde.

Hier hat sich Treue erprobt, „Treue für unser deutsches Volk und Vaterland“, wie das Programm des angeblich liberalen Komités so schön, wenngleich mit etwas fremdem Accent sagt.

Eine Treue, die solche Fährnisse überstanden, die fast bis zur Knechtseligkeit sich erprobt hat, die bedürfte in unseren Tagen noch besonderer Stärkung, bedürfte ihrer gerade in Berlin und namentlich aus Anlaß der Gemeindewahlen? — Credat Judaeus Apella!

Man hätte glauben mögen, daß das in Rede stehende Programm sich nur im Ausdruck vergriffen, was dem sprachfremden Verfasser leicht begegnen konnte. Freilich müßte man dabei ein ziemlich ungewöhnliches Maß von Ungeschicklichkeit voraussetzen, denn in jenem Programm war dem „häßlichen Schauspiel des Abfalls“, das die Einen bieten, als das noch schlimmere gegenüber gestellt, daß Andere das Heil in der Rückkehr zu starren Formen „oder gar zu national-jüdischen Ideen“ suchen.

Inzwischen haben führende Mitglieder des angeblich liberalen Komité's in den von diesem berufenen Versammlungen regelmäßig mit erhobenen Händen beschworen, daß es in ihren Augen und nach ihrem Wunsche außer der des Glaubens unter den Juden keine Gemeinschaft gebe noch geben dürfe.

Was meinen die Herren wohl damit?

Sind sie Anti-Zionisten?

Das wäre an sich nicht unmöglich und man dürfte ihnen schon zutrauen, daß sie mit Kanonen auf Spatzen schießen. Doch da unter den solchergestalt bedrohten Spatzenköpfen sich auch Häupter befinden, die ihnen besonders lieb und wert sind, da in ihrer eigenen Mitte eifrige Förderer der zionistischen Bewegung sind, so muß ihr schweres Geschütz auf anderes Ziel gerichtet sein. Sie wollen aus den traditionellen Gebeten alle Hinweise auf eine Rückkehr in das Gelobte Land streichen, jede Andeutung entfernen, aus der man schließen könnte, daß ihnen der Anbruch des messianischen Reiches willkommen sei. Das ist ihre Absicht, weil sie in der That nicht nach Palästina zu gehen Neigung haben, und weil sie besorgen, man möchte im anderen Falle ihren deutschen Patriotismus in Frage ziehen.

Der Patriotismus jener Herren ist offenbar recht empfindlich; er kann keinen Zug vertragen. Der meinige hat eine derbere Konstitution; er fühlt sich über jeden Zweifel erhaben, auch wenn ich offen bekenne, daß ich unter des Messias Führung dem Zuge gen Jerusalem freudigen Herzens folgen würde. Ganz unter uns erlaube ich mir die bescheidene Anfrage, ob jene Herren sich ernstlich sträuben würden, wenn der Messias sie riefe? Sie dürfen die Frage getrost bejahen oder verneinen, ganz nach dem Bedarf des Augenblicks: denn dem Messias, der wirklich Messias ist, versagt niemand den Gehorsam, und dem man den Gehorsam versagt, der ist nicht Messias. Hierüber aber will ich mit niemandem rechten. Ich verarge es keinem, der es anders hält, als ich thue; ich freue mich nur, daß mein deutscher Patriotismus, der so groß ist wie der des besten Patrioten, nicht engbrüstig und nicht engherzig genug ist, mir zu verbieten, daß ich bei dem der Erinnerung an den Auszug aus Egypten geweihten Festmahl mit Aufrichtigkeit rufe:

„Heute noch im Märkschen Sande,
Später im Gelobten Lande;
Heute noch gequält, geknechtet,
Später frei und vollberechtet.“

Anti-Zionisten also sind die Herren vom sogenannten liberalen Komité nicht. Sie fürchten nur für ihren Patriotismus. Nicht als ob sie selbst ihm mißtrauten — bei Leibe nicht! — sie fürchten blos, daß andere ihm mißtrauen könnten, und in dieser blinden Furcht wollen sie dem Judentum jedes nationale und Stammes-Element abschwören und abstreifen.

Wollten die Herren sich etwas beruhigen und aus dem Mißtrauen Anderer sich weniger machen, sie würden die Dinge bald objektiver lernen und es am Ende gar so übel nicht finden, daß wir deutschen Juden, zu den ältesten Bewohnern des Reiches zählend, bei unserer Einwanderung schon, die vor der Völkerwanderung anhob, auf eine Geschichte zurückblickten, die zugleich die Geschichte der höchsten Kultur und des größten sittlichen Fortschritts war, daß wir somit eine Mitgift ins Land brachten, stattlich genug, um uns Anspruch auf unauslöschlichen Dank zu gewähren. Man hat uns schlecht gedankt. Unsere Mitgift aber ist darum nicht schlecht geworden, und wir haben keine Ursache, auf sie nicht stolz zu sein.

Deutschland zählt in seiner Mitte neben den jüdischen noch andere Stammesgemeinschaften, zum Teil solche, deren Urgeschichte — eben keine Geschichte ist, weil von ihr nur die heutige Forteristenz Zeugnis ablegt. Die ältesten unter diesen Stammesgemeinschaften sind neben der unsrigen von säuglinghafter Jugend. Als diese Stammesgemeinschaften eine staatliche Existenz führten, von der es kein lebendiges Denkmal, keine Spur einer Kultur-Erbschaft giebt, da hatte der jüdische Staat seit Jahrhunderten zu existieren aufgehört. Zweifeln nun jene an ihrem Deutschtum? Und wenn ein dritter es anzweifeln wollte, was thäten sie? Würden sie Tracht und Sitte und Sprache und Gewohnheit vergessen und abschwören? Das würden sie mit nichten — sie würden den frechen Narren blos auslachen! Sollen wir nun trotz älterer Eingewöhnung, trotz längerer Entfernung von nationaler Sonderexistenz für weniger bildungs- und anpassungsfähig uns halten, blos weil wir nicht mit leeren Händen, weil wir mit reichsten Geistesschätzen ins Land gekommen sind?

Und das heute noch, nachdem unser deutscher Patriotismus die jeden Zweifel erschlagenden Proben bestanden hat, von denen oben die Rede gewesen ist?

Es soll nun schlimm sein oder ein Ruhm, daß wir eine Stammesgemeinschaft bilden — eine Thatsache ist es jedenfalls. Was sie beseitigen will, unternimmt ein schwieriges und unter allen Umständen langwieriges Werk; unter zweihundert Jahren ist an eine Auflösung nicht zu denken, und nur wenn die Kreuzung als unverbrüchliches Gesetz beobachtet wird. Dann erst wäre eine jüdische Religion möglich, wie die Herren vom angeblich liberalen Komité sie sich denken. Der Gottesdienst freilich machte auch dann noch Schwierigkeiten, denn mit der bloßen Abschaffung der hebräischen Gebetssprache ist es nicht gethan. Das Dogma schon ist so unbequem national eingekleidet, wendet sich so ohne jede Rücksicht auf die Herren vom angeblich liberalen Komité an das Volk Israel, das doch gar kein Volk ist, und nicht einmal ein Volk gewesen sein soll.

In der Zukunftssynagoge, die sich demnächst in Berlin W. erheben und in der kein hebräisches Wort die Andächtigen an ihre Unwissenheit erinnern soll, wird der Vorbeter, ehe er die Vorlesung aus der Thora beginnt, nicht rufen: Höre, Israel! sondern: Höret, ihr deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens?

Es wird reizend sein.

Die Privatgemeinden in Berlin.

Von Bar Minan.

IV.

Ist der Gottesdienst am Sabbat oder am Feiertag zu Ende, so sieht man heftig gestikulierende Männer vor der Synagoge und auf dem Wege nach Hause. Da wird die Predigt und natürlich auch der Prediger seziert und fast immer im negativen Sinne beurteilt. Ganz befriedigt hat der Vortrag keine Versammlung; eine Partei hat gewiß etwas daran auszusetzen. Ich fragte einst einen Biedermann, der sich in leidenschaftlichen Angriffen auf den mir bekannten hochwissenschaftlich gebildeten Rabbiner erging, was er denn eigentlich an der Predigt auszusetzen habe? „Nun, mir hat sie nicht gefallen!" — „Was hat Ihnen denn an dem schönen Thema: „Religion und Wissenschaft" nicht gefallen; haben Sie überhaupt die Ausführungen verstanden?" — Mit gutmütiger Selbstironie gestand der Kritiker: „Nein, die Chuzpe habe ich nicht, aber was red't der Herr Dinge, die man nicht versteht?"

Richtig. Die meisten älteren Synagogenbesucher verstehen keine philosophischen Themata, und es ist falsch und unpraktisch, abstrakte Fragen auf der Kanzel zu behandeln, die oft und von vielen nicht verstanden werden, aber die Chuzpe der Kritik haben alle, — die Jungen wie die Alten! Nimmt der Prediger die Auslassungen ernst, remonstriert er gar dagegen, so ist er verloren; in preußischen Gemeinden hängt so wie so das Damoklesschwert der Kündigung über seinem Haupte. Eine mißlungene Predigt bringt niemanden um sein Amt, eine glänzende Rede aber befestigt eben so wenig die Stellung. Hier hilft nur ein bischen Conciliance und ein gewisses Noli me tangere! Zwei Fremdwörter mit echt deutschem Begriff. In dem Worte Conciliance kann man alles hineinlegen: Liebenswürdigkeit, Biegsamkeit, unbedingtes Unterwerfen u. s. w. Diese Eigenschaften stellt man heute in erster Reihe an den Meschubod Nr. I.

Das Noli me tangere läßt sich kürzer und in Zahlen ausdrücken. Es bedeutet eine große Mitgift oder eigenes Vermögen: mindestens so viele Zinsen, wie das jährliche Einkommen in der Kehillah. Der Mann ist alsdann groß, seine Predigten geistreich, an ihn wagt sich selbst die größte Chuzpe nicht hinan. Eigenes Vermögen des Beamten, gleichviel welcher Qualität, ist ein Felsen, an dem die heftigsten Gemeindestürme machtlos sich — brechen.

Ebenso verhält es sich mit dem Kantor, der allerdings in den älteren Gemeinden unentbehrlicher ist als der Prediger und dessen Leistungen man schon eher und richtiger zu beurteilen versteht. Auch er wird oft das Opfer der weisen Gemeindebeschlüsse. Am schlimmsten aber ist der Kultusbeamte daran, der wie ein abgerichteter Vogel singen, sprechen und pfeifen kann. (Er geht auch flöten! Anm. des Setzers.) Dieser ist ein Allerweltsgenie und merkwürdigerweise am wenigsten seßhaft, weil er am meisten der Kritik ausgesetzt ist. Er schächtet die Ochsen, lehrt die Kälber — (es heißt Kinder, verehrter Setzer!) er singt, so gut er kann und wenn er am Jomtob „gelei'nt" und etwa 30 Mischeberach gemacht, so besteigt er würdevoll die Kanzel und liest eine Predigt vor. Ist er ein wirkliches Genie, so hat er sie auch memoriert. Es giebt Gott sei Dank nicht viele solche Genies, denn je mehr er leistet, desto mehr „schwankt sein Charakterbild in der Gemeinde." Unten in der Synagoge hat sein „Lei'nen" nicht gefallen, er „grast" zu viel!*) Oben hat den Frauen die Predigt gefallen, aber die Parneßte ist böse, weil der neue Hut der Frau Prediger etwas geschmackvoller ausgefallen ist, wie der ihrige; so hat eine gute Freundin ihr ins Ohr geflüstert. Armer Mensch, er hat bei den vielen Leistungen den einen großen Fehler: er ist abhängig von dem Gehalt, und ist er sehr tüchtig, so bringt er es bei 25jähriger Wirksamkeit zu 8—10 verschiedenen Stellen in allen Gauen Deutschlands.

Es bewährt sich eben das alte Bibelwort: „Uw'ne korach lo messu!" — Die Söhne Korach's leben, kritisieren und reklamieren!

Das ist in gedrängter Kürze das Wesen der Kritik in allen Gemeinden der Provinz, und wenn die Wellen sehr hoch gegangen, haben sie meist Weib und Kind des Beamten verschlungen.

Auch in Berlin schweigt die Volksstimme nicht, aber hier ist sie ganz ungefährlich, weil hier der einzelne „niks to seggen" hat. Die Predigt wird ebenso rezensiert, der Gesang des Kantors ebenso besprochen, wie in der Provinz, — aber dabei bleibt es, und werden auch die Herren gelegentlich einmal gehörig durchgehechelt, von ihnen bleibt kein Haar an den Zähnen hängen. Selten oder nie ist wegen der Funktionen eine Beschwerde an den Vorstand gelangt, und sollte der Zorn eines einzelnen sich soweit versteigen: — auf derartige Reklamationen reagiert der Berliner Vorstand nicht. Das ist gut so, und wenn die Epigonen in der Provinz — Epigonen im Einkommen meinen wir — die Angestellten in der hiesigen Gemeinde auch nicht wegen des horrenden Einkommens beneiden, — wegen der unnahbaren Stellung werden sie mit Recht beneidet.

*) Lei'nen ist kein Hemdentuch, sondern das Vorlesen aus der Thora, und grasen hat mit dem Diner des Ochsen nichts zu schaffen, sondern bedeutet: „er hat nicht geochst", d. h. er macht Fehler beim Vorlesen.

Die Kritik muß also hier schweigen, oder sie muß notwendiger Weise sich einen Ableiter suchen und diesen Ableiter bilden — die Privatgemeinden. Das war ein weiteres Motiv zur Bildung dieser Institutionen.

(Ein fünftes Kapitel folgt.)

Die Verhältnisse der Kultusbeamten in Elsaß-Lothringen.

Von M. Netter, Winzenheim (Ob. Elsaß).

1. Die Rabbinatsverhältnisse in Elsaß-Lothringen.

Bis zum Jahre 1870 erhielten unsere Rabbiner ihre Vorbildung auf dem Seminar zu Paris, welches bekanntlich vom Staate und dem Zentralkonsistorium unterhalten wird. Bald nach der Annexion des Landes mehrten sich die vakanten Stellen und es wurde versucht, ausländische Bewerber zu gewinnen. Doch waren diese Kandidaten der Bevölkerung wenig willkommen und so wurde von ferneren Berufungen Abstand genommen. Die Lücken wurden indes immer zahlreicher, so daß bald die Hälfte unserer Rabbinate unbesetzt blieb.

Für das Rabbinerpersonal in Elsaß-Lothringen sind im Landesetat folgende Stellen vorgesehen:

In Lothringen 1 Ober-Rabbiner und 2 Rabbiner,
„ Unter-Elsaß 1 „ „ „ 18 „
„ Ober-Elsaß 1 „ „ „ 20 „

Die Konsistorien des Landes sahen sich nun genötigt, falls die Stellen nicht eingehen sollten, einheimische Rabbiner heranzubilden. So wurde im Jahre 1880 eine Rabbinerpräparandenschule zu Colmar ins Leben gerufen. Die Gründung stieß auf wenig Schwierigkeiten. Vom Ministerium und dem Landesausschusse wurden sofort zu Gunsten des isr. Theologie-Aspiranten 8000, später 10000 Mark in das Budget von Elsaß-Lothringen eingestellt. Zahlreiche Gaben wurden beigesteuert und sämtliche Kultusgemeinden des Landes lieferten Beiträge. Die Schüler treten in Colmar im Alter von 12—13 Jahren ein. Sie besuchen die Gymnasialklassen des Lyceums und die hebräischen Kurse des Direktors Herrn Dr. Wolff, unter dessen Leitung die Rabbinerpräparandenschule steht. Nach Ablegung des Abiturientenexamens besuchen die Kandidaten die Universitäten in Berlin oder Breslau und die dortigen Rabbinerlehranstalten. Die Straßburger isr. Lehranstalt für jüdische Wissenschaft hat keine Lebensfähigkeit bewiesen. Nach bestandenem Rabbinerexamen und Erfüllung der Militärpflicht wird dem Kandidaten die Verwaltung eines Rabbinats übertragen. In dieser Weise vorgebildete Kandidaten amtieren bereits 9 im Lande. Sie werden wie die übrige Geistlichkeit vom kaiserl. Statthalter ernannt und von der Landesregierung besoldet. Wohnung und Heizung hat ihnen die Gemeinde ihres Wohnsitzes zu liefern. Manche Gemeinden, welche Rabbinatssitze vorstellen, sind infolge des Fortzuges vieler Mitglieder zusammengeschmolzen und wäre es zu wünschen, daß durch eine andere Einteilung der Wohnsitz der Rabbiner in größere Städte verlegt werde, während gegenwärtig der Rabbiner nicht selten auf einem unbedeutenden Dorfe seinen Wohnsitz hat. Der Einfluß der Rabbiner hat in den letzten Jahren wieder zugenommen. Bald werden auch die vakanten Stellen wieder besetzt sein.

2. Israelitische Lehrerverhältnisse in Elsaß-Lothringen.

Die israelitischen Schulamtskandidaten erhalten zur Zeit ihre Ausbildung am kath. Lehrerseminar II. in Colmar. In den fünf Kursen genannter Anstalt befinden sich durchschnittlich 7—8 Kandidaten, so daß alljährlich 1—2 Schüler entlassen werden, wodurch vollkommen dem Lehrerbedürfnis im Lande genügt wird. Die Seminarabiturienten werden von dem kaiserl. Bezirkspräsidenten angestellt und ebenso behandelt wie die Lehrer der übrigen Konfessionen. Die Gehälter beginnen mit dem Minimalgehalte von 800 Mk. und steigen nach 30 Jahren mindestens auf 1400 Mk. (Phänomenal! Red.), außerdem erhalten die Lehrer freie Wohnung und Heizung, resp. eine entsprechende Entschädigung. Sie sind pensionsberechtigt und nehmen an allen Begünstigungen der öffentlichen Unterstützungskassen teil. Als Nebenverdienst wird dem israelitischen Lehrer der hebräische Unterricht teils von der Kultusgemeinde, teils von den einzelnen Schulkindern vergütet. Doch herrscht bei dieser Besoldung noch große Willkür, welche zuweilen erheblich die erziehliche Thätigkeit des Lehrers zu beeinträchtigen angethan ist. Eine allgemeine Regelung des hebräischen Unterrichtes seitens der vereinigten Konsistorien, die ja bekanntlich mit amtlichen Befugnissen ausgestattet ist, wäre daher dringend notwendig. Biblische Geschichte, Religionslehre, Memorieren von Sprüchen, geistlichen Liedern und Psalmen gehören zum obligatorischen Schulunterrichte und werden wie die übrigen Fächer vom Kreisschulinspektor revidiert.

Elsaß-Lothringen zählt 65 israelitische Schulen mit 57 Lehrern und 8 Lehrerinnen, 2 Lehrer und 2 Lehrerinnen sind Simultanschulen zugeteilt. Da auch in den Reichslanden viele Glaubensgenossen aus den Dörfern in die Stadt ziehen, so ist die israelitische Landbevölkerung in steter Abnahme begriffen, was zur Folge hat, daß seit einigen Jahren die Lehrerstellen immer seltener werden, namentlich aber das Einkommen der Lehrer auch bedeutend geringer wird. Im allgemeinen lösen unsere Lehrer die schweren Aufgaben ihres Berufs zur vollkommenen Zufriedenheit der Aufsichtsbehörde, und die israelitischen Schulen werden zu den besten des Landes gezählt. So wurde erst vor einem Jahre am Kaisers Geburtstag dem Lehrer Hirsch-Borheim eine Prämie aus der Georgi-Georgenau-Stiftung zuerkannt wegen vorzüglicher Leistungen in der Muttersprache und der vaterländischen Geschichte, was umsomehr anzuerkennen ist, als Herr Hirsch noch in der französischen Zeit seine Ausbildung erhalten hat.

Doch bei all diesen erfreulichen Erscheinungen bleiben in den Lehrerverhältnissen noch vielfache Verbesserungen anzustreben. Vor allem wäre es eine dringende Pflicht der Konsistorien, der Ausbildung der israelitischen Schulamtskandidaten mehr Aufmerksamkeit zu schenken, als dies bisher geschieht. Bei dem Wohlwollen, das von der Behörde den israelitischen Seminaristen entgegengebracht wird, könnte das Seminarleben der israelitischen Zöglinge mit geringer Mühe viel angenehmer und freundlicher gestaltet werden, als es bedauerlicherweise heut der Fall ist. Daß die israelitische Landesbehörde der Lage der angehenden Lehrer so wenig Interesse schenken, ist um so verwunderlicher, als ihnen bei der Anstellung der Lehrer das Vorschlagsrecht zusteht. Unter anderem könnte doch ohne allzugroße Kosten dafür gesorgt werden, daß die Schulamtskandidaten ihr eigenes gemeinsames Heim bekommen und nicht gezwungen werden, vereinzelt ohne irgend eine Aufsicht in Gesellschaftskreisen zu verkehren, in denen sie nicht immer nachahmenswerte Muster vorfinden. Für den Religionsunterricht ist mit einer Stunde wöchentlich nicht genügend gesorgt. Auch bei der bewährtesten Leitung kann dabei wenig herauskommen. Schließlich dürfte im

Lande auch eine Vereinigung der israelitischen Lehrer angestrebt werden, wie wir sie in den meisten anderen Provinzen Deutschlands vorfinden. Diese Vereinigung müßte sich natürlich dann auch dem allgemeinen israelitischen Lehrervereine Deutschlands anschließen. Es giebt entschieden hier noch eine stattliche Anzahl bedeutender Tagesfragen, die ihrer Lösung harren. (Warum wird diese Lösung seitens der Berufenen nicht angestrebt? Red.)

3. Verhältnisse der israelitischen Kantoren in Elsaß-Lothringen.

Jede israelitische Gemeinde des Landes, und mag dieselbe auch nur aus neun oder zehn Haushaltungen bestehen, besitzt ihren Kantor. Derselbe ist auch Schächter und sehr häufig Religionslehrer. Im Ober-Elsaß giebt es vielfach größere Gemeinden, in denen der Kantor als Religionslehrer wirkt. Die Gehälter dieser Beamten sind sehr verschieden. In manchen Gemeinden erhalten die Vorsänger selbst ihre Besoldung aus der Landeskasse, doch sind sie nicht pensionsberechtigt. Es besteht aber eine gegenseitige Hilfs- und Pensionskasse für israelitische Vorsänger, die über nicht unbedeutende Mittel verfügt, da merkwürdigerweise gerade den Kantoren seitens der Bevölkerung ein ziemlich großes Wohlwollen entgegengebracht wird. Durchschnittlich ist indes die Besoldung dieser Beamtenkategorie eine sehr günstige, da selbst auch in den allerkleinsten Gemeinden das Einkommen nicht weniger als 1000 Mk. beträgt, wahrlich, kein geringes Gehalt für junge Leute von oft kaum 17—18 Jahren! In größeren Gemeinden beträgt das Einkommen indes nie unter 2000 Mark. Wenn man die Leistungen mit diesem Gehalt vergleicht, so kann man mit Recht behaupten, daß die Kantoren die bestbesoldeten Kultusbeamten des Landes sind. Betrachten wir zunächst die Ausbildung der Kantoren. Besitzt ein ärmerer Schulknabe vom Lande eine etwas angenehme Stimme, so muß er Kantor werden. Nach Entlassung aus der Volksschule tritt der Kandidat bei einem renommierten Kantor in die Lehre, lernt dort gegen eine Entschädigung von 160—240 Mk. während 2—3 Jahren die üblichen traditionellen Gesänge, die Vorschriften der Schechita aus Baers Simche-Zedek, übt sich im Schächten, spielt manchmal auch ein wenig Violine, verbringt indes einen Teil der Vorbereitungszeit nichtsthuend auf den Straßen. Kost und Wohnung erhält der Vorsängerkandidat abwechselnd von wohlhabenden wohlthätigen Glaubensgenossen als Freitisch. Er muß „Tag" essen, sagt der Dialekt. Seinen Kostgebern besorgt natürlich der Jüngling allerhand Aufträge. Mit Stolz können nun später die Kantoren allerlei schöne Erlebnisse ihren Gemeindemitgliedern zum allgemeinen Ergötzen aus dieser Zeit erzählen. Hat endlich der Kandidat sein 17. Lebensjahr überschritten, so ist auch die mühsame Studienzeit vorüber. Er wird vom Oberrabbiner in Colmar, Straßburg oder Metz zum Schächten als befähigt erklärt und bald darauf nach einem Probevortrag von einer Gemeinde engagiert. Mit flottem Zylinderhut und Frack bekleidet, kann man den jugendlichen Gelehrten dann bald am Sabbate inmitten seiner Gemeindemitglieder im Wirtshause als Helden des Tages figurieren sehen, dessen Lecho dodi man eben nicht genug bewundern kann. Das Bild, welches wir aus vorstehender Schilderung von der Vorbildung der Kantoren erhalten, mag sich sonderbar genug ausnehmen, ist aber in 95 Fällen von 100 zutreffend. Welcher ersprießliche und heilsame Religionsunterricht kann von diesen Leuten erteilt werden, und darf es uns wundern, wenn allenthalben der Indifferentismus in Religionsangelegenheiten in unserem Lande täglich zunimmt, da doch geradezu die breitesten Schichten der Bevölkerung nur von solchen Kantoren in der Religion unterrichtet werden! Mag auch bei der Lehrerausbildung der Religionsunterricht als ein Stiefkind betrachtet werden, so haben wir es doch dort mit pädagogisch gebildeten Leuten zu thun, die ihre Mußestunden überall zur eigenen Fortbildung benutzen, was wir indes größtenteils vergebens bei den Kantoren suchen, da eben die feste Grundlage fehlt. Aus dem Gesagten geht klar hervor, daß unbedingt in nächster Zeit für eine bessere Ausbildung der Kantoren Sorge getragen werden muß. Die beste Lösung dieser Frage glauben wir darin zu finden, daß auch die Kantoren seminaristische Vorbildung erhalten, wie in den übrigen Provinzen Deutschlands, was bei den günstigen Verhältnissen des Landes sehr leicht ausführbar wäre, wenn man sich nur mit dieser Angelegenheit etwas mehr beschäftigen möchte.

Absurde Träume.

Fr. Bl. Petersburg, im Mai.

Die Petitionen der russischen Ständeverwaltungen um Einführung verfassungsmäßiger Zustände im Reiche hat Zar Nikolaus II. bekanntlich als „absurde Träume" erklärt. Und gleich Seifenblasen zerplatzten alle Hoffnungen, welche die Freunde des Fortschrittes und der Freiheit in Rußland an den Regierungsantritt Nikolaus' II. geknüpft hatten. Aber auch die Juden in Rußland gewinnen immer mehr die Ueberzeugung, daß die von ihnen seit der Thronbesteigung des Zars gehegten Hoffnungen auf eine gesetzliche Regelung ihrer Rechtsverhältnisse nur „absurde Träume" waren. Sie werden darin durch die nunmehr bekannt gewordene Art und Weise bestärkt, wie die Thätigkeit der 1883 und 1891 eingesetzten sogenannten jüdischen Kommissionen, denen die Lösung der „Judenfrage" oblag, zum Abschlusse gekommen ist. Ein wehmütiges Gefühl beschleicht jeden recht und billig Denkenden, wenn man die Schlüsse betrachtet, zu denen diese Kommissionen nach jahrelanger Beratung gelangt sind.

Die 1883 eingesetzte Kommission unter Vorsitz des Grafen Pahlen, welche aus sechzehn Mitgliedern bestand, sah gegen Ende 1887 ihre Aufgabe als beendigt an. Zwei Drittel der Kommissionsmitglieder vertraten die Ansicht, daß das radikalste Mittel zur Lösung der „Judenfrage" nur die Gleichberechtigung der Juden mit den orthodoxen Unterthanen des Zaren wäre. Aus der hundertjährigen Praxis der speziellen Gesetzgebung bezüglich der Juden in Rußland schöpften die Verteidiger der Gleichberechtigung Beweise dafür, daß die russische Regierung stets die stufenweise Emanzipation der russischen Juden angestrebt hätte. Andererseits stützte die Mehrheit der Kommissionsmitglieder ihre Ansicht auf ein reiches Material über die Lage der Juden in Rußland, das die Kommission von den Gouverneuren und anderen Autoritäten als Sachverständigen erhalten hatte. Dieses Material sprach ungeachtet der aller Orten herrschenden anti-jüdischen Strömungen dennoch zu Gunsten der Juden, so daß deren Verteidiger in der Kommission mit desto größerer Sicherheit für sie eintreten konnten. Dagegen verteidigte die Kommissionsminorität den Standpunkt, daß die Regierung nur den Zweck vor Augen haben muß, die einheimische Bevölkerung vor der „jüdischen Ausbeutung" zu schützen, was blos durch Ausnahmegesetze gegen die Juden erreicht werden könne. Wären die Resolutionen der Pahlenschen Kommission dem Petersburger Senate zur

Begutachtung zugegangen, so wäre die Aktion zur Lösung der „Judenfrage" sicherlich nicht in jene bestialische Judenverfolgung ausgeartet, welche ihr in den Jahren 1887 bis 1893 ihr abscheuliches Gepräge aufdrückte. Der Senat, dem in Rechtssachen eine gewisse Unparteilichkeit nicht abgesprochen werden kann, hätte sein Urteil jenem der Majorität der Kommission angepaßt, was für die Lage der Juden im Reiche von den wohlthuendsten Folgen gewesen wäre. Aber die Kommissionsbeschlüsse kamen nicht vor den Senat, sondern wurden ad acta gelegt, und zwar deshalb, weil man wußte, daß an allerhöchster Stelle der Wille nicht vorhanden ist, die Lage der Juden auch nur durch eine teilweise Emanzipation besser zu gestalten. Dagegen drang der inhumane Geist der Minorität der Pahlenschen Kommission in alle Regierungskreise, die sich mit besonderem Eifer bemühten, die Juden auf Schritt und Tritt zu bedrängen.

So standen die Dinge, als 1891 eine neue Kommission zur Lösung der „Judenfrage" unter Vorsitz des Geheimrates v. Plehve eingesetzt wurde. Plehve selbst ist ein Bureaukrat vom Scheitel bis zur Sohle, der seine Laufbahn in den niederen Regionen des russischen Tschinowniktums begann und durch Fleiß und Energie es zum Senator brachte. Seine Individualität gab der Kommission ihren eigentlichen Charakter. Er ließ das ganze Material der Pahlenschen Kommission herbeischaffen, um die auf Grund desselben gefaßten Resolutionen zur Regelung der Rechtsverhältnisse der Juden im Reiche einer Revision zu unterziehen. Und nun nach mehrjähriger Thätigkeit hat die Plehvesche Kommission beschlossen, sich der Ansicht der Minorität der Pahlenschen Kommission, daß die Regierung durch Ausnahmegesetze gegen die Juden die einheimische Bevölkerung vor der „jüdischen Ausbeutung" schützen müsse, anzuschließen. Durch diesen Beschluß der Plehveschen Kommission dürften alle Hoffnungen der Juden auf eine Besserung ihrer Lage sich als „absurde Träume" erweisen. Die Ansicht der Plehveschen Kommission wird ja auf jene Machthaber, von denen das Schicksal der russischen Juden abhängt, schon von vornherein einen für die letzteren verhängnisvollen Einfluß üben.

Daß diese Annahme begründet ist, zeigt bereits das Verhalten des russischen Ministeriums für Volksaufklärung gegenüber den Beschlüssen der Rabbinerkommission, welche eigens dazu berufen war, um der Regierung Vorschläge zur Hebung des Bildungsniveaus der Juden zu machen. Die Mitglieder der Rabbinerkommission, Kotlowker und Baratz, überreichten dem Ministerium ein Memorandum, in welchem die Notwendigkeit der Errichtung von Elementarschulen für die Juden nachgewiesen wurde. Nun hat das Ministerium an Herrn Kotlowker die offizielle Antwort ergehen lassen, daß es den Vorschlag der Rabbinerkommission zwar zur Kenntnis genommen hat, aber nicht zur Verwirklichung bringen könne. Wie zum Hohne fahren aber die Judenfeinde fort, zu behaupten, daß die Juden ihre Kinder in die Schule — nicht schicken wollen. Wenn die Ausweisungen von Juden seit der Thronbesteigung Nikolaus II. ein wenig nachgelassen haben, so geschah es, wie jetzt allgemein bekannt ist, nur aus ökonomischen Rücksichten; hat es sich doch klar herausgestellt, daß die Judenausweisungen der wirtschaftlichen Wohlfahrt der orthodoxen Bevölkerung großen Schaden zugefügt haben. Von einer Regelung der Rechtsverhältnisse der Juden auf gesetzlichem Wege ist jedoch jetzt angesichts der Resolution der Plehveschen Kommission keine Rede. Der Senat dürfte kaum in der Lage sein, zu Gunsten der Juden seine Stimme zu erheben, denn zu der Minorität der Pahlenschen Kommission ist jetzt die Mehrheit der Plehveschen Kommission hinzugetreten. Wir fürchten sehr, daß den „absurden Träumen" für längere Dauer bittere Enttäuschungen folgen werden.

Allerlei Zeitfragen,

in nichtjüdischer, doch nicht unjüdischer Beleuchtung.

1. Unser materialistisches Zeitalter.

Unserem Zeitalter ist oft und von verschiedenen Seiten der Vorwurf gemacht worden, daß ihm jeder Idealismus abhanden gekommen sei, daß die heutige Generation dem ödesten Materialismus huldige und in der Jagd nach Genüssen und Erwerb, dessen Ertrag die Verschaffung jener Genüsse diene, allen Sinn für die Ideale verloren habe, die in der „guten, alten Zeit" die Menschheit für alles Gute und Schöne begeistert hatten. Angesichts mancher unliebsamen und verletzenden Erscheinungen im öffentlichen Leben wird von vielen von einem „Kulturdefizit" des nunmehr zu Ende gehenden Jahrhunderts, von dem „Bankerott der Wissenschaften" gesprochen. Andere wiederum, die sich nicht gerne mit Kleinigkeiten abgeben, vergleichen unsere Zustände, die sozialen und politischen Wirren, mit denen, welche die Zersetzung und schließliche Auflösung der alten klassischen Kultur herbeigeführt und es verschuldet haben, daß eine Barbarei hereinbrach, welche die Menschheit viele Jahrhunderte hindurch in geistiger Finsternis hielt.

Vorausgesetzt, daß wir es nicht mit litterarischen Gigerln zu thun haben, bei denen der die Welt vernichtende Pessimismus nur eine Pose ist, um bleichsüchtigen Mädchen und blasierten Jünglingen zu imponieren; vorausgesetzt ferner, daß die Parole von dem „Kulturdefizit" und dem „Bankerott der Wissenschaft" nicht im Interesse einer bestimmten politischen oder religiösen Richtung ausgegeben wird; in dem Fall also, wo wir es mit ehrlichen und gebildeten Menschen zu thun haben, die an dem Fortschritt des menschlichen Geschlechts verzweifeln, wird es sich gewiß lohnen, an der Hand der Geschichte Kritik zu üben und die Frage zu erörtern, ob unsere Kultur schon wirklich auf den Punkt gelangt sei, daß sie dem Untergange anheimfallen müßte.

Wir schicken voraus, daß wir, selbst für den Fall einer notwendigen Bejahung dieser Frage keineswegs die Konsequenzen daraus ziehen könnten, die von gewisser Seite als unausweichlich hingestellt werden, nämlich daß „die Wissenschaft umkehren müßte". Hat ein Mensch eine gewisse Reife und ein gewisses Alter erreicht, so kann er unmöglich zu der Naivität eines Kindes zurückkehren, und will er den Versuch wagen, so ist sein Wesen nicht kindlich, sondern kindisch — ein nicht gerade reizvoller Zustand. Im Leben der Völker ist es ebenso. Sollte thatsächlich ein Zustand der inneren Degeneration und der sittlichen Verwahrlosung herrschen, so würden wir durch die „Umkehr der Wissenschaft" nur Heuchelei und noch größere sittliche Verkommenheit herbeiführen.

Ist es aber in der That so schlecht mit der öffentlichen Moral und der Wirkung der Wissenschaft bestellt? Wir haben es im Laufe der letzten fünfzig Jahre miterlebt, wie das Interesse für einzelne Zweige der Wissenschaft im großen Publikum wechselte. Unmittelbar vor den Märzereignissen und später während der Zeit der politischen Windstille war die Naturwissenschaft sozusagen Mode, und da die damalige

Naturwissenschaft vorzüglich eine materialistische war, so wurde von vielen verschüchterten Gemütern das Ende der Dinge prophezeit. Nichtsdestoweniger hat das deutsche Volk noch Episoden auflodernder Begeisterung erlebt, und es wurde klar, daß die materialistische Weltanschauung dort keineswegs den Idealismus der Menschen vernichtet hatte, wo Ideale vorhanden gewesen waren. Jakob Moleschott, den man als den Vater des wissenschaftlichen Materialismus bezeichnen darf, dessen materialistische Weltanschauung Feuerbach in einer berühmt gewordenen Besprechung in dem Lehrsatz zusammenfaßte: „Der Mensch ist, was er ißt", hat stets dagegen Verwahrung eingelegt, daß man den Materialismus als Philosophie und Weltanschauung mit dem Materialismus als Lebensauffassung verwechsele. Er selbst war ein klassischer Zeuge gegen jene Verwechselung, denn der Naturforscher blieb Zeit seines Lebens ein Idealist, dem es ein unübertreffliches Vergnügen war, Goethe's Schriften zu lesen und wiederum zu lesen. Als er sich in seiner holländischen Heimat geistig vereinsamt fühlte und fürchten mußte, melancholischer Stimmung zu verfallen, boten ihm Goethe's Werke Heilmittel gegen jene Stimmung, Trost und geistige Erholung.

Seitdem hat die materialistische Philosophie durch die Kraft der freien Wissenschaft und ohne die Einwirkung des Polizeibüttels viel von ihrem Nimbus verloren, was nie der Fall hätte sein können, wenn sich die hohe Obrigkeit in die Sache gemischt hätte, um eine andere Weltanschauung von oben herab zu dekretieren. Andere Wissenschaften wurden seitdem Modesache, die Philosophie in ihrer pessimistischen Richtung, die Geschichtsschreibung mit tendenziösen Hindeutungen und endlich gegenwärtig die Sozialpolitik. Alle diese Wissenschaften werden ihren bleibenden Wert behalten, für das große Publikum aber nicht immer von gleichem Interesse sein. Dagegen zweifeln wir keinen Augenblick daran, daß das, was man so gerne „für das Volk" behalten möchte, Glauben und religiöse Empfindungen, stets wiederkehren wird, auch wenn es in gewissen Episoden scheinen möchte, es sei mit allem Glauben zu Ende. Doch auch hier gilt die Voraussetzung, daß nicht von oben gar die Sache gewaltsam herbeigeführt würde. Wir haben es in verschiedenen Episoden der Geschichte erlebt, daß gerade nach einem Sturm, der jedes religiöse Gefühl im Volk vernichtet zu haben schien, dies Gefühl mächtiger denn je wieder hervorbrach. Nie war das französische Volk religiöser und der Kirche ergebener, als nach den Revolutionsstürmen, nachdem Jahre lang die Parole „écrasez l'infame" geherrscht hatte und nachdem von fanatischen Theoretikern die Vernichtung des „Aberglaubens" mit den gewaltsamsten Mitteln versucht worden war. Der Religionstrieb ist dem Menschen angeboren, und nur die Form, in welcher sich jener Trieb bethätigt, wird durch Erziehung und andere Umstände bestimmt. Dieser Satz ist nicht etwa die Hypothese eines modernen Philosophen, sondern stammt von einem genialen Halbbarbaren, von dem Stifter des Islam, der das richtige getroffen hat. Unter irgend einer Form, wird sich das Bedürfnis für Ideale in der Menschheit stets bemerkbar machen, ebenso wie alle Wissenschaften nicht imstande sind, die Empfänglichkeit für Poesie zu ertöten, wenn sie dem Menschen als Naturgabe verliehen ist.

Trotz der abhanden gekommenen Ideale hat gerade unser Zeitalter großartiges an Werken der Humanität und der Wissenschaft geleistet. In Amerika, wo von oben herab gar keine Moral und gar keine Ideale dekretiert werden, erblicken wir die bedeutendsten Schöpfungen für wissenschaftliche und humanitäre Zwecke, wie wir sie in Europa, wo stets der Segen von oben erwartet wird, gar nicht kennen. Vielleicht ist es gerade das Gefühl der Selbstverantwortlichkeit, welches den Menschen am meisten dazu führt, eine ideale Gesinnung zu hegen und auch zu bethätigen. Wir sehen, daß in Amerika ohne Staatsunterstützung und ohne staatliche Autorität die Religion viel wirksamer ist, als in der alten Welt. Jedenfalls haben wir nicht das Recht, in der Menschheit eine tollgewordene Bestie zu erblicken, die Verderben und Unheil stiften würde, sobald sie losgelassen wäre.

Es wird von gewissen Seiten gehöhnt, man wolle keine Armenunterstützung, sondern nur Arbeit und Lohn. Jeder denkfähige Mensch wird dies ebenfalls als wünschenswert betrachten. Da gewiß selbst die Adepten des Zukunftsstaates größtenteils eingestehen müssen, daß die Verwirklichung des Idealstaates in unabsehbare Zukunft gerückt ist, so wird den „Mühseligen und Beladenen" damit nicht gedient sein, daß wir ihnen eine Anweisung auf den „Idealstaat" geben, in welchem für jeden der Tisch gedeckt sein wird. Da die Armen nicht hoffen dürfen, ein so hohes Alter zu erreichen, um sich dann satt essen zu können, so thut Hilfe, wenn sie mit Humanität und Vernunft, noch mehr aber, wenn sie mit Gemüt geleistet wird, sehr wohl. Auch hier sehen wir, daß die Hilfe am ausreichendsten und wirksamsten ist, wenn sich der Staat nicht hineinmischt und dem menschlichen Gefühl Spielraum gewährt, an dem Anblick des Elends und der Armut sich für die Werke der Humanität zu erwärmen. Kein Staat der Welt mit aller obligaten Armenhilfe ist imstande, das zu leisten, was die private Wohlthätigkeit in der großartigsten Weise geleistet hat. Auch die Sitten sind besser und das Verhältnis zwischen Starken und Schwachen menschlicher geworden als früher. Und wo wir Roheit und Brutalität hervortreten sehen, sind wir keineswegs berechtigt, die Wissenschaft und die Kultur dafür verantwortlich zu machen, sondern wir müssen sagen: Hier hat die Kultur noch keinen gründlichen Einfluß ausüben können, und wir müssen mit Geduld abwarten, bis dies im Laufe der Zeit geschehen sein wird.

Die unliebsamen Erscheinungen im öffentlichen Leben und in der Litteratur sind keineswegs Produkte des modernen Staatslebens. Vor hundert Jahren war es in Berlin verboten, über Politik zu sprechen, weil man vor dem französischen Jakobinismus eine heillose Angst hatte. Es wurde auch nicht gesprochen, weil die Polizei auf der Höhe ihrer Aufgabe stand und Polizeispione auszuschicken pflegte, welche die politische Rechtsgläubigkeit der Unterthanen zu beaufsichtigen hatten. Aber ein verständiger Beobachter bemerkte sehr treffend: „Jetzt wird wohl nicht öffentlich getadelt, aber heimlich um so vernichtender geschimpft und verurteilt." Nach den Karlsbader Beschlüssen waren Staat und Kirche gerettet; aber gerade aus jener Zeit hat unsere Litteratur die schlechten Zoten aufbewahrt, und Abgeschmacktheiten, die damals ein großes und begeistertes Publikum gefunden haben, halten wir heutzutage für unmöglich.

Wir glauben kein Wort davon, daß unsere Kultur schon den Höhepunkt überschritten habe und nun dem Verfall entgegengehe, weil in den Großstädten, wo die Wellen des Lebens manche faule Auswürflinge zum Vorschein bringen, schlechte Sitten und sittliche Verkommenheit anzutreffen sind — wie auf dem flachen Lande. Man darf das Volk nicht nach dem beurteilen, was man an den Stätten des Lasters

zu sehen bekommt, und seinen Geschmack nicht für schlecht und verderbt halten, weil gewisse litterarische Produkte erscheinen, die unter frühreifen und schnell verblühten Sprößlingen in Stadt und Dorf willige Abnehmer finden. Die Werke unserer großen Dichter und Schriftsteller finden im Volk noch immer mehr Verehrung und Anerkennung. Man besuche das Theater an den Tagen, an denen klassische Stücke aufgeführt werden, und man wird stets auf den billigen Plätzen, die der „kleine Mann" zu bezahlen imstande ist, ein dichtgedrängtes, begeistert lauschendes Publikum finden. Und so lange dies der Fall ist, thut man Unrecht, unserm Zeitalter den Sinn für das Gute und Schöne abzusprechen. Jedenfalls wird man den Sinn für das Ideale nicht fördern, wenn diese moralisierenden Bestrebungen von Kreisen ausgehen, denen selbst es damit nicht Ernst ist, und welche die Tugend wünschen unter der Voraussetzung, daß sie — von anderen bethätigt werde.

M. K.

Feuilleton.

Entgleist!

Eine galizische Erzählung von Wilhelm Feldman.

(Fortsetzung)

Nachdruck verboten.

XV.

Eines Tages, es war dies an einem Feiertage, fuhren sie in die Kirche. Auch Herr Krasicki war, was sich selten traf, von der Partie, und sie machten sich nach dem nah gelegenen Städtchen auf den Weg, denn in Janowka war kein Geistlicher, nur eine kleine Kapelle, wohin der Vikar zweimal des Monats kam.

Kaum waren sie im Städtchen angelangt, als Herr Krasicki unter einer Gruppe vor ihm tief sich verbeugender Juden einen Bekannten gewahrte.

„Steh, Franz," rief er dem Kutscher zu und winkte gleichzeitig seinem Auserwählten. „Komm nur her, Du Schacherer!" Hastig kam der nicht mehr junge Jude herangesprungen und blieb mit der Mütze in der Hand vor der Kalesche stehen.

„Der jasni Pan*) will wahrscheinlich sprechen wegen des Rapses, was ich von ihm gekauft habe." — „Ja, ja, Du Schacherer. Du kannst jemand um Deine Säcke schicken." — „Wie? Der gnädige Herr hat mir doch den Raps hierher zu liefern!" — „Dieses Jahr wirst Du keinen Raps mehr bekommen. Ich habe ihn an Schmul verkauft." — „Aj, waj," rief der Jude entsetzt. „Das ist ja eine Gewaltthat! Wie heißt, Sie haben ihn verkauft? Warum haben Sie ihn verkauft? Habe ich doch für ihn noch voriges Jahr bezahlt — bares Geld, welches bei Ihnen ohne Prozente liegt?"

„Du bist gescheidt, Judel," lachte Krasicki hell auf. „Und weißt Du, daß man jetzt für Raps 5 pCt. teurer zahlt, und Du hast gar gewollt, daß ich ihn Dir zum vorjährigen Preise gebe." — „Ja, so," erwiderte der Jude mit Einfalt, „war doch so unsere Abmachung. Und wenn der Raps heuer gefallen wäre, so hätte ich wiederum verloren." — „Und da der Preis in die Höhe ging und Schmul gut bezahlte, habe ich ihn ihm verkauft und damit basta. Dir gebe ich das Geld und die Säcke zurück. Lebewohl, Du Schacherer — wio, Franz!" Und sie fuhren nach dem Gotteshause. Der Jude stand händeringend am Flecke und der Herr Krasicki erzählte seiner Frau, daß er diesem Jizchok voriges Jahr Raps verkauft und das Geld im voraus genommen habe, und jetzt . .

„Du hast gut gethan, Kazimier," schloß Frau Amalie. „Mögen diese Schacherer wissen, daß auch wir zum Verstande kommen."

Diese Szene gab Klara viel zu denken. Und auch in der Kirche, während der Herr Krasicki in der Kollatorbank saß und andächtig das ihm vom Geistlichen gereichte Kreuz küßte, konnte sie sich das vorige Bild nicht aus dem Kopfe schlagen und — zum ersten Male seit langer Zeit dachte sie: „Er hat schlecht gehandelt, der Jude hat recht, obwohl ihn der Herr einen Schacherer genannt hat." Und die von dem Ehepaare Krasicki zur Schau getragene Frömmigkeit, welche doch zu Hause durch ihre aktive Irreligiosität Anstoß erregten, wunderte sie. —

Unterdessen wurde ihre Lage bei der Herrschaft immer unerträglicher. Die vom ersten Augenblick ihr feindliche Frau Amalie trieb mit der Zeit ihre Barschheit und Geringschätzung zu solchem Grade, daß das arme, an eine derartige Behandlung nicht gewöhnte Mädchen viel litt und verstohlen weinte.

Auch das Hofgesinde wurde, sich die Herrschaft zum Muster nehmend, keck und setzte der „stolzen" Gouvernante auf verschiedene Weise zu. Das war aber zu ihrem Wohle. Das Kapriziöse und Phantastische, bisher in ihrem Charakter vorwiegend, schwand allmählich dahin, auf solche felsige Hemmnisse stoßend. Aber den größten Verdruß hatte sie mit den Kindern. So lange sie sich mit ihnen unterhielt und ihre Uebergriffe duldete, hatten sie sie lieb; als sie aber ihre pädagogische Arbeit begann, wurden sie rebellisch. „Pfui, Lala, das ist nicht schön, daß solch ein erwachsenes Mädchen noch nicht sollte lesen können." Lala machte ein verdrießliches Gesicht, weinte und mußte die Hilfe des Vaters in Anspruch nehmen, der auf eine ganz unpädagogische Weise sich mit ihr auseinandersetzte, wofür ihr dann die Frau Amalie schwere Vorwürfe machte. Ein anderes Mal ruft Klara: „Nanie! Warum schlägst Du den kleinen Hans? Das ist schlecht, das ist Sünde!" Da ließ sich die spitze Stimme der Frau Amalie vernehmen: „Was machen Sie dort für Szenen wegen des Bauernkindes? Der Teufel wird ihn nicht holen, wenn ihn Nanie am Ohr zieht."

In den Briefen, welche Klara an Sophie schrieb, war der Ton immer ein leichter und der Sinn freimütig. Sie machte aus ihren Leiden ein Hehl, denn sie wußte, daß es schwierig sei, einen anderen Posten zu bekommen.

Ende Juni kam aus Lemberg der geliebte Sohn der Frau Amalie, der achtzehnjährige Rechtshörer Genio. Er war der Stolz und Trost der Mutter. Der Zylinder, den der junge Herr trotz der tropischen Hitze auf dem Lande nicht ablegte, imponierte ihr und entzückte sie, wie nicht minder der goldene Zwicker und der Stock. Und was für Benehmen, Chic und Anmut hatte er! Und mit welcher geringschätzenden Miene erwähnte er der Häuser, in welchen er verkehrte, der Fürstinnen und Grafinnen, mit denen er tanzte, und der Triumphe, die er in der Gesellschaft davontrug . . Die Mutter war im siebenten Himmel und der Vater wiederholte:

*) Der hochwohlgeborene Herr.

„Und das ist heute notwendig! Oh, das hat in unsern Zeiten viel zu sagen.“ Sie wußten nicht, daß die Salons und diese Gesellschaften in sehr zweideutigen „Etablissements“ ihren Platz hatten; und diese Gräfinnen und Fürstinnen hatten mehr als einen verdächtigen Ruf. Darum war das richtig, was Genio von seinen Triumphen erzählte, die er aber wo anders, als auf den Salonparquets davongetragen hatte . .

Ueberdies war er ein total garstiger Bursche. Ausgereckt, grün, blaß und wie vor Fieber zitternd, besaß er noch eine tüchtige Dosis Zynismus und Einbildung. Auf Klara „verstand er sich sofort“, und zu seinen bei verschiedenen Mamsells errungenen Siegen wollte er noch einen hinzufügen. Er begann also ihr den Hof zu machen, freundlich zu thun und ihr Impertinenzen zu sagen, die in seinen Kreisen als Komplimente galten. Sie nahm dies anfänglich gleichgiltig hin, und als sie sah, daß seine Frechheit zunahm, bewies sie ihm offen ihren Widerwillen und Abscheu. Genio aber scherte sich wenig darum. Einmal war er bei einer Lektion zugegen. Nanie hatte durch irgend einen glücklichen Zufall ihre Aufgabe ausgearbeitet und die darob erfreute Klara küßte sie auf den Kopf.

„Ach, wie glücklich bist Du, Nanie,“ sagte der Schlingel zum Kinde. — „Ich möchte Ihr Schüler sein.“ — Ein anderes Mal ging Klara mit den Kindern spazieren. Plötzlich erscheint Genio und sich anschließend begann er wie gewöhnlich, sie mit seinen Liebenswürdigkeiten und Witzen zu verfolgen. Ein betrunkenes Weib kam des Weges und das Paar erblickend, geriet sie in eine weiche Stimmung und begann in gebückter Haltung zu wünschen: „Gebe Euch Gott ein langes Leben, schöne Kinder und Enkel.“ Genio stieß sie weg, rief aber dabei liebäugelnd: „Hören Sie — ein altes Sprichwort sagt: Volkesstimme, Gottesstimme!“

Derartige Witze und Artigkeiten ermüdeten und verletzten Klara bis aufs Blut. Sie war eben in jenem Alter, in welchem der Mensch physisch reif und für die mächtige Stimme der erwachenden Sinne empfänglich wird. Aber Genio war in seinen Gefühlen und Ausdrücken brutal und flößte ihr einen Abscheu ein. Es kam so weit, daß sie eines Morgens glühend und heftig aufgeregt, sich über seine Zudringlichkeit bei der Frau Amalie beschweren und um ihren Schutz bitten mußte.

Diese schaute sie mit einem sonderbaren Blicke an, und das Söhnlein sofort aufsuchend, ließ sie sich mit ihm in ein längeres Gespräch ein.

Tags darauf wies der „Herr“ dem jungen „Herrn“ im rechten Flügel, fast neben Klaras Kabinet, ein Zimmer an. Einige Tage später erschien Klara in aller Frühe, blaß und in größter Erregung im Zimmer der „Herrschaft“ und bat in kurzen Worten um ihre Entlassung.

Sie gab keine Motive an, hörte nicht auf das Zureden des Herrn Krasicki, und infolge des „Kontraktbruches“ nur die Hälfte ihrer Gage erhaltend, nahm sie von diesem Hause, in welchem das Schicksal ihr wieder einige schwarze Blätter enthüllte, Abschied.

Und wieder war sie wie ein einsamer, den entfesselten Meereswogen preisgegebener Kahn. — —

XVI.

Herr Krasicki ließ sich von seiner Artigkeit soweit hinreißen, daß er die Ex-Gouvernante in seinem Wagen nach dem nächsten Städtchen schickte. Es war dies seinerseits ein wahres Opfer, denn während der Erntezeit hatten Pferde und Knechte einen doppelten Wert. Im Wagen überließ sich Klara trüben Gedanken. Die unbekannte Zukunft machte sie bestürzt und die mitgemachte Vergangenheit schmerzte sie. Und als sie das soeben verlassene polnische Haus mit seinen polnischen und katholischen Bewohnern mit ihrem Elternhause verglich, frug sie sich unwillkürlich: „Worin unterscheidet sich Frau Amalie von einer gewöhnlichen Jüdin, von meiner Mutter oder Tante? Oder ihr Mann, der solch einen kernpolnischen Namen trägt? Ist in ihrer Lebensweise das ideale und ethische Element genügend berücksichtigt? Nun, aber wer weiß? Das ist ein vereinzelter Fall, den ich noch nicht generalisieren darf . .“

Uebrigens hatte sie zu einer genauen Analyse während der verflossenen zwei Monate keine Zeit. Ihre ganze Aufmerksamkeit wurde von der ernsten Frage in Anspruch genommen: „Was beginnen?“ Sie kam ins Städtchen ohne jeden Plan. Einigemal kehrte zwar der Gedanke einer Annäherung an ihre Eltern hartnäckig wieder, aber sie verscheuchte ihn stolz. „Ich werde mich vor ihnen nicht demütigen, ich befinde mich noch nicht in solch einer verzweifelten Lage; übrigens haben sie vielleicht mich vergessen, da sie gar keine Schritte unternehmen.“ Der Fuhrmann fuhr bei Rifka vor. Bei Rifka vorfahren bedeutete im Städtchen so viel, wie in Berlin im Zentral-Hotel absteigen. Ihr Hotel befand sich am Ringplatze; vorne war ein großer Geschäftsladen, dann eine gewöhnliche Schenke und weiter zwei enge und dunkle Zimmer für die Magnaten und Intelligenz der Umgegend, welche während der Feiertage und Jahrmärkte da immer ihren Sommel- und Lagerplatz hatten.

Klara nahm in einem Zimmerchen an dem Tisch Platz und nachsinnend und schweigend überlegte sie, ob es nicht gut wäre, wenn sie sich von da nach Lemberg begebe, um dort eine passende Beschäftigung für sich ausfindig zu machen. Da kam Rifka in eigener Person aus der Schenke mit einer anderen Jüdin ins anstoßende Zimmer. Beide küßten und umarmten sich und Klara erfuhr aus der Begrüßung, daß sie Schwestern seien, die sich seit langer Zeit nicht gesehen hatten. Und zum zweiten Male im Leben war Klara wider Willen Zeugin einer unter zwei Schwestern in gewöhnlichem Jargon stattfindenden Unterredung.

(Fortsetzung folgt.)

Das Lied des Lebens.

Aus dem Russischen des S. Frug von Wilhelm Perlmann.

Viele bezaubernde Lieder
Sang mir, vom Alter gebleicht,
Nächtlicher Stunde die Amme,
Ueber mein Bettchen geneigt.

Und auch viel herrliche Märchen
Waren der Guten bekannt.
Blaßgrauer Nebelgestalt gleich
Hielt mir die Seele gebannt,

Immer und leis sie umschwebend,
Jegliches Sagengebild.
Heute noch denk' ich der Schlösser,
Berge, in Dunkel gehüllt.

Ritter in drohender Rüstung,
Hexen in finst'rem Gebäu;
Denke der Gräber, der Lichter,
Denk' an des Aufruhrs Geschrei.

Alle die Lieder und Sagen
Waren von uraltem Guß,
Waren gewöhnlichen Anfangs
Und vom gewöhnlichen Schluß.

Bosheit bedränget die Tugend,
Heftig ihr Kampf nun entloht,
Lange dann seufzet die Wahrheit,
Hart von der Bosheit bedroht.

Aber zuletzt triumphierend
Ueber den sinkenden Feind,
Wieder in göttlichem Glanze
Prangend die Hehre erscheint. . . .

Lieblich war immer der Lieder
Schlußton, doch ach, daß den Sang
Gänzlich zu Ende zu hören
Nimmer dem Knaben gelang!

Lauschend der großen Erzählung,
Wurden die Ohren mir müd',
Schlummer umfing mir das Herze,
Legte sich bleischwer aufs Lid.

Abging mit Tode die Amme,
Hinschwand der Zeiten Geroll;
Ueber mir wiedrum ein neues,
Schreckliches Märchen erscholl.

Neue und schreckliche Märchen
Heute das Leben mir singt,
Und mit dem Liede ein Gifthauch
Frostkalt die Seele durchdringt.

Jegliches Wort drin ist Stöhnen,
Das sich dem Grabe entrafft,
Elend zertrümmerter Hoffnung.
Elend vernichteter Kraft.

Jegliches Wort in dem Schrecklied,
Das wie ein Peitschenhieb gellt,
Hört man schon neunzehn Jahrhundert'
Gräßlich durchsausen die Welt.

Gräßlich die Länder durchsaust es
Und in die Busen es fließt. . . .
Nimmer vernahm ich den Anfang,
Hör' auch nicht, wie es einst schließt.

Glauben zwar will ich, daß ruhmvoll
Heiligem Siege geweiht
Endet dies Lied von dem langen
Vielhundertjährigen Streit;

Glaube zwar, daß triumphierend
Ueber den sinkenden Feind,
Stolz einst die heilige Wahrheit
Wieder voll Glanzes erscheint.

Doch ach, ich höre es immer,
Wie dieses Lied einst verklingt,
Schlummer umfängt bald das Herz mir,
Schlaf mir die Augen umschlingt,

Ewiger Schlaf, der auch mir bald
Ruh' in dem Grabe verschafft,
Elend zertrümmerter Hoffnung,
Elend vernichteter Kraft.

(Jüd. Volks-Ztg.)

Wochen-Chronik.

Bürgerliche Verhältnisse.

* **Jüdische Analphabeten.** Die „Nordd. Allg Ztg." schreibt: „Im Jahre 1893 befanden sich unter den 258 348 männlichen bezw. weiblichen Personen, welche im preußischen Staate die Ehe schlossen, 9800, und zwar 3764 männliche und 6036 weibliche Analphabeten. Vom Tausend der Neuvermählten, desselben Religionsbekenntnisses waren Analphabeten: Evangelische: Männer 6,7, Frauen 11,4, — Katholiken: Männer 31,3, Frauen 49,7 — sonstige Christen: Männer 1, 7, Frauen 4,2, — Juden: Männer 5,1, Frauen 6,6. Die Juden haben somit weniger Individuen unter sich, die nicht lesen und nicht schreiben können, als die Christen, und selbst die hier notierten 11,7 Analphabeten dürften sich zum überwiegenden Teile aus Ausländern, besonders Slaven, rekrutieren. Wirkliche Analphabeten, d. h. solche, die nichts lesen noch schreiben können, hat es übrigens unter den Juden aller Länder fast gar nicht gegeben; denn Hebräisch konnte jeder lesen.

Die sächsischen Tierschützer. Die Sachsen, die sich rühmen, das erste Schächtverbot erlassen zu haben, sind ihrer Meinung nach natürlich die humansten Tierschützer. Man weiß zwer, daß in ihrem Königreich die meisten Selbstmorde vorkommen, nichtsdestoweniger fahren die hellen Sachsen fort, sich mehr um die Beschützung der Ochsen als um die der lieben Mitmenschen zu kümmern. Leider stehen ihnen die Ochsen auch näher als die Pferde. Diese zu schützen, fällt ihrem Humanitätsgefühl nicht ein. Die „Lpzg. Ztg." vom 26. Mai schreibt nämlich:

„Wie wir erfahren, bestätigt es sich, daß bei dem Distanzritt Dresden-Leipzig außer dem von uns gestern erwähnten noch fünf weitere am Distanzritt beteiligte Pferde den Strapazen erlegen sind. Zwei der wertvollen Tiere verendeten unterwegs und vier derselben waren so außerordentlich erschöpft, daß sie, obglich sie bei ihrer Ankunft sofort in tierärztliche Behandlung genommen wurden und man ihnen die beste Pflege angedeihen ließ, hier im Stalle verendeten." Es geht doch nichts über Tier- und Wahrheitsliebe!

* Der Budapester Hirlap brachte dieser Tage eine recht interessante Statistik über die in Ungarn vollzogenen Aenderungen von deutschklingenden in ungarische Namen. Es ließen sich in den Jahren 1891 bis 1894 ihre Namen magyarisieren:

	1891	1892	1893	1894
Römisch-Katholische	201	337	401	260
Griechisch-Katholische	18	15	17	25
Lutheraner	40	35	43	23
Reformierte	30	18	24	29
Unitarier	—	—	1	1
Griechisch-Orientalen	1	8	1	4
Juden	433	468	501	526
Summe	723	781	888	868

Folgende Namen werden besonders häufig mit magyarischen vertauscht: 1894 Kohn 53 mal, 1893 56 mal, Weisz 28 (28), Klein 26 (17), Schlesinger 13 (14), Löwi 11 (8).

*r **Die Juden in Rußland.** Das folgende Schreiben des Fürsten Krapotkin wurde in einer der letzten Nummern des londoner Weltblattes „Times" veröffentlicht:

„Mein Herr! Als ich vor einigen Monaten in M. A. Errera's Buch „Die Juden in Rußland" las, daß einem alten Juden, der von einem tollen Hunde gebissen worden war, die Aufnahme in das Pasteur-Institut zu Petersburg verweigert wurde, weil Juden in die Krankenhäuser der russischen Hauptstadt nicht aufgenommen werden dürfen, hielt ich, offen gestanden, diese Mitteilung für wenig glaubwürdig. Die Thatsache soll allerdings zu der Zeit, als sie sich ereignete, in den russischen Blättern erwähnt worden sein; die Ablehnung der Aufnahme, hieß es, sei von den Aerzten des Hospitals schriftlich beglaubigt worden; man müsse es also glauben. Ich dachte aber trotzdem noch, daß ähnliche Facta sich nicht wiederholen könnten; sie sind doch zu empörend. Aber in dem „Regierungsanzeiger" (Prawitelstwennyi Wyestnik), der mir heute zuging, finde ich ein Rundschreiben des Kriegsministers, General Wannowsky, welches beweist, daß die unmenschliche Politik der russischen Regierung gegen die Juden immer schlimmer wird. Hier ist eine

wortgetreue Uebersetzung dieses Rundschreibens: „Kraft des Art. 13 des 1893 durchgesehenen Paßgesetzes ist es Juden verboten, in den Don-Provinzen, in Kuban und Terek sich aufzuhalten, oder dauernd Wohnsitz zu nehmen. Infolge dessen dürfen sie in diese Provinzen nur in den Fällen kommen, welche in den Art. 157, 159 und 161 des erwähnten Gesetzes genau angegeben sind. Aber diese Artikel erwähnen mit keinem Worte, ob es den Juden gestattet ist, aus den Bezirken, in welchen sie wohnen dürfen, aus Gesundheitsrücksichten nach anderen Teilen des Reiches zu kommen. Auf Grund der bestehenden die Juden betreffenden Gesetze (Paßgesetz Art. 158) ist es ihnen nur erlaubt, die Mineralbrunnen und Kliniken in Kiew zu benutzen. Demgemäß, und in Erwägung, daß es außer den Pyatigorsk-, Zheleznowodsk-, Essentuki- und Kislowolsk-Quellen in anderen Teilen der Provinz Terek, ebensowie in den Don-Provinzen und in Kuban, noch andere Mineralwasser giebt, halte ich es, um Mißverständnisse über diesen Punkt zu vermeiden, für notwendig, die Kaukasus- und Don-Behörden ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß, Kraft des Gesetzes, Juden nicht die Erlaubnis erhalten dürfen, nach den Don-Provinzen, nach Kuban und Terek zu kommen, weder um die Mineralquellen zu benutzen, noch um sich ärztlich behandeln zu lassen.'"

Ich denke, — fügt Fürst Kropotkin hinzu — daß diesem zynischen Schriftstücke nichts hinzugefügt zu werden braucht; es beweist deutlich, daß unter der neuen Regierung in Rußland nicht das Geringste in der Judenhatz-Politik des Zaren Alexander III. geändert worden ist, und daß sie nach wie vor in voller Kraft bleibt.

— Die in Kurland lebenden Juden, welche sich daselbst bis zum 3. April 1880 angesiedelt hatten, wurden, wie bekannt, bis auf weiteres auf ihren bisherigen Wohnplätzen belassen. Allein auf Grund des russischen Gesetzes über das Wohnrecht der Juden konnte man die in Kurland lebenden als „ungesetzliche Ansiedler" ansehen und denselben außerhalb des ihnen zum ständigen Aufenthalte zugewiesenen Territoriums den Handel verbieten. Dieser Umstand bildete auch eine Quelle von Willküraften. Ein Ukas Alexanders III. vom 21. Juli 1893 verfügte jedoch, daß die in verschiedenen Provinzen „ungesetzlich" lebenden Juden, welche dem Handel und der Industrie nützlich sind, in der freien Ausübung ihrer Gewerbe und im Betreiben von Handel nicht behindert werden dürfen. Die Kurländer Juden haben deshalb dem Senate in Petersburg ein reiches Material zur Verfügung gestellt, welches ihre Nützlichkeit für Handel und Industrie darlegte. Nach genauer Prüfung dieses Materiales hat nun der Senat eine den Juden in Kurland günstige Entscheidung gefällt und angeordnet, daß sie künftighin Handel und Gewerbe unbehindert betreiben dürfen.

Gemeinde, Synagoge und Schule.

* **Berliner Nachrichten**. In dem letzen Berichte über die Sitzung der Repräsentanten hatte unser Referent einen tüchtigen Punkt etwas summarisch behandelt, nämlich den Punkt „Statutenänderung". Wir tragen darum folgendes nach: Dem Polizeipräsidium ist bekanntlich ein neues Gemeindestatut zur Genehmigung vorgelegt, an welchem seitens dieser Behörden einzelne Aenderungen vorgenommen wurden. Soweit diese Aenderungen formaler Natur waren, hatte sich der Vorstand und das Repräsentantenkollegium den Forderungen der Behörde gefügt. Von materieller Bedeutung ist jedoch die Abänderung der Behörde, nach welcher die Stellvertreter des Vorstandes wie der Repräsentanten entgegen dem bisherigen Statut auf sechs Jahre, gewählt sein sollen. Die Versammlung schließt sich in diesem Punkt dem abweichenden Votum des Vorstandes an, welcher nötigenfalls die Frage im weiteren Instanzenweg zur Erledigung bringen soll. Ebenfalls von Bedeutung ist die von der Behörde geforderte Aenderung des § 59, nach welcher auch **die nicht Steuerzahlenden wahlberechtigt** sein sollen. Der Referent plaidiert im Sinne dieser Abänderung, während der Vorstand dafür eintritt, daß es bei dem bisherigen Modus bleibe, d. h. daß es jedem Mitgliede, das nur 6 Mk. Steuern zahlt, anheimgestellt werden solle, die Entbindung von dieser Steuer zu beantragen und hiermit auf das Wahlrecht zu verzichten. Nach längerer Debatte entscheidet sich die Versammlung mit 12 gegen 5 Stimmen im Sinne des Vorstandes. Es bleibt somit beim bisherigen Wahlmodus.

— Der D. J. G. B. hat soeben Heft 40 seiner Mitteilungen herausgegeben. Das Heft hat folgenden Inhalt: Bericht über die Kassenrevision. — Vermögen des Gemeindebundes. — Rechnungsbericht für 1894-95. — Erläuterungen zum Rechnungsbericht. — Kassenbericht für 1894 des Moses Mendelsohn-Stifts in Dessau. — Kassenberichte für 1894 der Deutsch-Israelitischen Darlehnskasse für Frauen und Jungfrauen in Leipzig. — Bibliothek. — Bundesgemeinden. — Stiftergemeinden. — Persönliche Mitglieder. — Beamte des Gemeindebundes. — Gemeinde-Unterstützungs-Kommission. — Wiederholte Warnung vor Gewohnheitspetenten. — Dr. Isidor Jacobi, Nekrolog. — Personalien. — Die Verhältnisse der Kultusbeamten in Elsaß-Lothringen. — Der letztgenannte Aufsatz ist in unserer heutigen Nummer abgedruckt.

* St. **Aus Amerika.** „Warum bin ich ein Reform-Jude?" war der Gegenstand eines Vortrags, welchen der Rabbiner der Tempel-Gemeinde Emanu-El in San Francisco gehalten und welcher nicht wenig Aufsehen, besonders in orthodoxen Kreisen, gemacht hat. Er sagte unter anderem: „Ich bin Reform-Jude, weil ich an den Fortschritt in Religion glaube. Ich glaube nicht an die Religion, wie sie vor dreitausend Jahren aufgefaßt wurde. Mein orthodoxer Bruder sagt zwar, er glaube daran, aber es ist doch nicht so. Der alte Israelit lebte in Furcht vor seinem Gotte, ich thue es nicht. Meine Religion hat einen höheren Aufschwung genommen, welcher über die begrenzten Ausdrucksweisen des Gottesdienstes sich erhebt. Ich verwerfe in der bestimmtesten Weise Formen, die in Babylonien, Palästina, Italien, Spanien und Egypten eingeführt wurden. Meine religiösen und politischen Ueberzeugungen müssen in gleicher Weise fortschrittlich und liberal sein und die Aufgabe lösen, das beste der großen Masse zu sichern. Ich bin ein Reform-Jude, weil eine zwanzigjährige Erfahrung mich von der Unehrlichkeit der Orthodoxie der amerikanischen Juden überzeugt hat. In jeder Glaubensform muß Konsequenz vorwalten. Achtung und Ehrfurcht gebührt einer jeden Religion, welche überzeugungstreu genährt wird. Ich achte den Katholiken, wenn er ehrlich ist. Ich bewundere den Protestanten, wenn er aufrichtig ist. Ich setze alle Religionssysteme in die gleiche Kategorie. Aus diesem Grunde könnte ich mich als Amerikaner mit der Orthodoxie aussöhnen, wenn sie hier zu Lande ebenso ehrlich wäre, wie im Auslande. Aber ich behaupte, daß keine Ehrlichkeit vorwalten kann in einer Form, welche über jeden unbedeutenden Ritus stolpert und die Hauptpflichten des Glaubens übertritt. Da sehen wir Männer, welche in Schrecken geraten, weil wir unbedeckten Hauptes beten und den Sabbat mit der größten Seelenruhe entweihen. Da giebt es Leute, welche darüber in Zuckungen geraten, weil wir die Speisegesetze liberal auslegen, aber an dem

heiligsten Tag der Woche sich der Arbeit nicht enthalten. Die sind unehrlich und inkonsequent, denn das orthodoxe Judentum ist entweder das eine oder das andere; es muß auf dem talmudischen Grund und Boden, auf dem rabbinischen Standpunkt stehen oder es hängt in der Luft. Wenn es das nicht ist, dann ist es aber die Inkonsequenz, welche Dr. Einhorn so derb gekennzeichnet hat als ein Skelett, das sich in leuchtende Gewänder hüllt, um das Volk zu täuschen."

— Man erwartet, daß die Rabbiner M. S. Levy und Dr. Nieto die Antwort nicht schuldig bleiben werden; und sollten sie antworten, so werde ich nicht verfehlen, auch die Antwort Ihnen mitzuteilen.

Hier und dort.

— Unter den hervorragenden Bürgern Berlins, die bei der Ausmalung der dritten Wandfläche des Gemäldes von Mühlenbruch „Die Wiederaufrichtung des deutschen Reiches und die Erhebung Berlins zur Reichshauptstadt" im Treppenhause des Berliner Rathauses bildlich verewigt werden sollen, werden sich auch einige Juden befinden, und zwar: Stadtrat Magnus, Ludwig Loewe und Dr. Straßmann, Lasker und Dr. Traube. Die in Betracht kommenden getauften Juden oder deren Abkömmlinge, wie Baurat Hitzig (ein Nachkomme von Daniel Itzig), Schauspieler Dessoir, der Meistergeiger Joachim und der Großindustrielle Franz Mendelssohn, seien nur beiläufig genannt.

— In der preußischen Bevölkerung sind die Juden mit 1,2 v. H., unter den Gymnasialabiturienten aber mit 8 v. H. vertreten. In Provinzen mit starker jüdischer Bevölkerung ist die Zahl der jüdischen Abiturienten natürlich größer. So sind sie beteiligt in Berlin mit 24 statt mit 5,5 v. H., in Hessen-Nassau (Frankfurt) mit 10 statt mit 2,7 v. H., und in Schlesien mit 16 statt mit 1 v. H. Gegnerische Blätter rechnen nun aufgrund der halbamtlichen Statistik aus, daß künftig in Preußen unter 1000 Juristen 104 und unter 1000 Medizinern 175 Juden sein werden, während sie nach ihrer Bevölkerungsziffer unter 1000 nur mit je 12 Juristen und Medizinern vertreten sein sollten.

— Herr Geheimrat Schwabach hat der jüdischen Reformgemeinde in Berlin, deren Mitglied er ist, gelegentlich ihres vor kurzem gefeierten fünfzigjährigen Jubiläums 10 000 Mark überwiesen.

— Eine fürchterliche Entdeckung hat die antisemitische „Tägl. Rundschau" gemacht. Bei dem Empfang der Westfalen durch den Fürsten Bismarck erhielt die Frau des Vorsitzenden des Bochumer nationalliberalen Wahlvereins, welche im Namen der Frauen Bochums gesprochen hatte, vom Fürsten Bismarck einen Kuß. Die „Tägliche Rundschau" hat nun ausfindig gemacht, daß die Dame eine getaufte Jüdin ist, und ist darüber natürlich außer sich vor Entrüstung. Das schönste ist, daß daraufhin der gesamte Vorstand des nationalliberalen Wahlvereins in Bochum sein Amt niedergelegt hat.

— Neue Religion. In einer größeren Stadt läßt sich ein Fremder zu den verschiedenen Kirchen fahren. Als er die Synagoge besichtigt hat, fragt er den Kutscher: „Giebt es auch Antisemiten hier?" — „„Jo,"" antwortet dieser, „„genug; awer se hawe noch kei Kärch'!""

— Die bisherige zweiklassige jüdische Elementarschule in Deutsch-Krone ist durch Beschluß der dortigen Schuldeputation in eine einklassige umgewandelt worden, weil die Anstalt nur von 59 Kindern besucht wird. Der dadurch überflüssig gewordene Lehrer wird vor der Hand an der dortigen evangelischen Schule beschäftigt, bis er anderweitig Anstellung erhält.

— Gegen die im Februar vollzogenen Repräsentantenwahlen in Ostrowo ist bei dem Regierungspräsidenten zu Posen Protest eingelegt worden, weil die Lehrer der jüdischen Volksschule bei derselben mitgewählt haben. Dieselben waren in der Wahlliste nicht eingetragen, machten aber ihr Recht geltend und bewirkten einige Tage vor dem Wahlakt Eintragung ihrer Namen. In dem jüngst eingegangenen Bescheide wird der Wahlakt vom 7. Februar als ungiltig erachtet; in demselben wird ausdrücklich betont, daß die Lehrer zur Teilnahme an der Wahl berechtigt sind, aber die Form dadurch verletzt worden ist, daß deren Namen nicht innerhalb der vorgeschriebenen Frist in die Liste eingetragen worden sind.

— Der Teutone Teutobold hat in der vor. Nr. prophezeiet, was sich auch erfüllet hat: Der Gemeinderat in Wien ist aufgelöst und die provisorische Verwaltung der Kaiserstadt einem Staatskommissar übertragen worden. Ob die Antisemiten aus der Nachwahl geschwächt oder gestärkt hervorgehen werden, das läßt sich nicht voraussagen. Man hofft das erstere, fürchtet aber das letztere.

Litteratur.

* **Braun, Geschichte der Juden** und ihrer Litteratur 2 Teile. Verlag von Wilhelm Jacobsohn in Breslau. Der eben erschienene 2. Band von Braun's jüdischer Geschichte rechtfertigt vollkommen das günstige Urteil, das die fachmännische Kritik schon über den ersten Band gefällt hat. Das Erscheinen eines jüdischen Geschichtsbuches ist immer noch ein Ereignis, obwohl unser Bedarf bisher wenigstens kaum kümmerlich gedeckt war. Es ist darum nicht zu verwundern, daß das von dem gründlichen Geschichtskenner Braun bearbeitete Werk mit Freude und Erwartung begrüßt wird. Es wird eine schwer empfundene Lücke schließen. Was uns fehlte, war ein Werk, das als Schulbuch für höhere Lehranstalten brauchbar, doch durch den Reiz eines geglätteten Stils und durch weise Beschränkung in der Auswahl des stofflichen Materials in Mußestunden auch zur häuslichen Lektüre lockt und herausfordert. Dem Verfasser ist es in anerkennenswerter Weise gelungen, die schroffen Klippen gedrängter Stoffanhäufung wie weitläufiger, das Ziel aus den Augen verlierender Reflexion geschickt zu umsegeln. Wir sehen in dieser Bearbeitung unserer Geschichte für Schulzwecke zum ersten Mal die biographische Methode mit Weglassung alles Nebenwerkes, das die Uebersicht so sehr stört, konsequent und sicher durchgeführt. Dem Verfasser muß noch mehr für das gedankt werden, was er weise als zuviel bei Seite gelassen hat, als für das positiv Dargebotene. Das ist der Stein, über den viele sonst gute Schriften dieser Art stolpern. Der Autor weiß uns aber auch die gezeichneten Geschichtsbilder in großer Anschaulichkeit, mit warmen Herzenstönen und gewandter Darstellung vor die Augen zu führen. Diese Vorzüge, zu denen sich oft eine eigene und eigenartige Auffassung gesellt, machen das Werk sowohl zu einem Lehrbuch für höhere Lehranstalten wie zu einem Lesebuch in Haus und Familie in hohem Grade geeignet. Möge es nach Verdienst gewürdigt werden und die Kenntnis unserer großen Vergangenheit fördern und verbreiten helfen! Tg.

* **Eine neue Fibel.** Im Verlage der Wirth'schen Hofbuchdruckerei, sowie im Kommissionsverlage der Schoen'schen Buchhandlung in Rybnik ist eine hebräische Lesefibel erschienen, die der ausgedehntesten Beachtung wert ist. Das Werk bahnt auf dem Gebiete des hebräischen Unterrichts einen völlig neuen Weg; sie ist eine Reformfibel in des Wortes bester Bedeutung. Dafür bürgt schon der Name des Verfassers, der ihr geschätzter Mitarbeiter ist, und der sich durch eine Reihe pädagogischer Aufsätze einen guten Ruf erworben. Der Dirigent des Waisenhauses in Rybnik, Herr Leopold Katz, hat in einem Artikel: „Reform der hebräischen Fibeln" an den im Gebrauch befindlichen Lesewerken gerechte Kritik geübt, zugleich aber auch den Plan skizziert, nach dem eine zeitgemäße Fibel geschaffen werden müsse. Seine vorliegende Fibel ist ein konsequentes und durchaus logisches Produkt jener in dem beregten Artikel klargelegten Theorien. Theorie und Praxis so schön vereint, sind anerkannt von der freien Vereinigung jüdischer Lehrer Oberschlesiens, geprüft und empfohlen von einem als Lehrer bekannten Rabbiner, sowie einem königlichen Kreisschulinspektor, so kann ich mich darauf beschränken, die Vorzüge dieser Katz-Fibel vom pädagogischen Gesichtspunkte

aus zu beleuchten. 1. Die Buchstaben sind nach ihrer äußeren Aehnlichkeit gruppiert. Dieses System ermöglicht schnelleres Erfassen durch Vergleichung, und diese wiederum beugt dem Verwechseln vor. 2. Jede Uebung ist in Lese- und Uebersetzungsübung geteilt, d. h. bei letzterer sind die Wörter der ersten übersetzt. 3. Alle Wörter der Leseübungen haben Zeichen für Silbentrennung und Betonung; diese Hilfsmittel fehlen indes bei den Uebersetzungsübungen. Und mit gutem Grund; denn dadurch wird zum Nachdenken angeregt, dem Mechanismus gesteuert. 4. Das gleiche Prinzip findet bei dem 2. Teil der Fibel, dem Gebetübersetzen Anwendung, die bereits übersetzten (und zwar getreu und dem kindlichen Auffassungsvermögen verständlich übersetzten) Wörter bleiben bei ihrer Wiederkehr unübersetzt. Jede Verlegenheit — schärft den Geist, und so werden sich die Wörter fester dem Gedächtnis einprägen. 5. Der Lesestoff ist trefflich geordnet, so daß diese Fibel in der That des Kindes erstes Lesebuch bildet, zu dem es gern greifen wird; und das ist ein unschätzbarer Vorzug. Aus den täglichen Gebeten werden dem Kindesalter angemessene und die demselben verfügbare Zeit berücksichtigende kurze, in sich abgeschlossene Gebete gereicht. Alles in allem, die vorliegende Fibel muß nach meiner vollen Ueberzeugung als die beste der hebräischen Fibeln bezeichnet werden; sie wird in kurzer Zeit in unseren Schulen Eingang finden und ihren Platz behaupten.

J. Guttmann, Ohlau.

— Der gegenwärtig in Cincinnati weilende jüdische Gelehrte, Herr M. L. Rodkinson, hat soeben im Selbstverlage eine verkürzte Ausgabe des talmudischen Traktats „Rosch Haschana" nebst dem Kommentar Raschi's veröffentlicht. Der Text ist mit einer englischen Uebersetzung von dem Prediger Herrn J. Leonard Levy in Philadelphia begleitet. Was das Studium des Talmud von jeher so schwierig gemacht, ist, abgesehen von der knappen und gedrängten Sprache der talmudischen Litteratur, und dem häufigen Gebrauch eigentümlicher Kunstausdrücke, besonders der Umstand, daß da die schon an sich sehr verwickelten Diskussionen für den ungeübten Leser oft schwer fällt zu entscheiden, wo eine Frage endet und wo die Antwort beginnt. Diesem Uebelstande sucht Herr Rodkinson in seiner Talmudausgabe dadurch abzuhelfen, daß er, ohne dem wesentlichen Inhalte irgendwie Abbruch zu thun, alles Nebensächliche und Abschweifende ausscheidet, wodurch der Text übersichtlicher und dem Verständnis zugänglicher gemacht wird. Außerdem hat er sowohl den Text als den hebräischen Kommentar Raschi's mit der nötigen Interpunktion (Komma, Punkt, Fragezeichen und Ausrufungszeichen) versehen. Begreiflicher Weise wird dadurch das Studium des Talmud besonders für Anfänger bedeutend erleichtert. Herr Rodkinson beabsichtigt, in dieser Weise sämtliche Traktate des Talmud herauszugeben, was in der That ein höchst verdienstliches Werk wäre. Ein solches Unternehmen erfordert aber außer geistiger Arbeit selbstverständlich auch bedeutende Geldmittel. Freunde unserer alten Litteratur sollten daher durch Subskription den gelehrten Mann zur Ausführung seines löblichen Vorhabens willig unterstützen. — Was die Uebersetzung des erwähnten Traktates betrifft, so genügt schon ein flüchtiger Einblick in dieselbe, um jeden sachverständigen zu überzeugen, daß Herr Leonard Levy seine Aufgabe mit Geschick und Takt gelöst hat. Es ist dies die erste Uebersetzung dieses Traktates in englischer Sprache. In deutscher Sprache sind Uebersetzungen dieses und einiger anderer Traktate bereits vorhanden; aber diese Uebersetzungen leiden meistens an dem Uebelstande, daß sie wörtlich und dadurch schwerfällig, holperig und wenig ansprechend sind. Herrn Levy dagegen ist es gelungen, eine fließende Uebersetzung zu liefern, in der Treue mit Deutlichkeit und Gefälligkeit verbunden sind. Das Verständnis schwieriger Stellen ist teils durch gelegentliche kurze Einschaltungen, teils durch erklärende Fußnoten erleichtert. Eine ähnliche Uebersetzung aller Traktate würde die sieben Siegel, unter welchen der Talmud bisher für die nichtjüdische Welt verschlossen lag, erbrechen und zur besseren Würdigung jenes Riesenwerkes des rabbinischen Altertums beitragen.

Prof. Dr. M. Mielziner-C—ti.

Aphorismen und Sentenzen.

1. Weder das Leben noch der Geist stehen stille. Das Werk der Väter setzen die Söhne und die Enkel fort; niemand vollendet es, und nirgends ist die Grenze.

2. Suche keinen neuen Pfad, denn du wirst dich getäuscht finden: wer den Weg der Väter fortsetzt und ihn weiter führt, dem gelingt es.

3. Lobe die vergangenen Zeiten, aber verachte nicht die Gegenwart und verliere die Hoffnung nicht für die Zukunft; sie sind alle von Gott.

4. Wer die Menschen verachtet, schmäht Gott, denn es heißt: „Gott schuf sie in seinem Ebenbilde." Fürchtest du die Menschen mehr als Gott, wehe dir — denn es heißt: „Fürchtet nicht die Schmach der Menschen und vor ihren Züchtigungen zaget nicht!"

5. Wer dem Geiste zuruft: Stehe still! der nimmt ihm auch, was die Väter ihm vererbten, denn er wird es nicht mehr verstehen. Wer dem Geiste zuruft: Bis hierher und nicht weiter! der maßt sich die Macht Gottes an und mißbraucht sie zugleich, denn Gott hat uns zwar Grenzen gesetzt, aber in seiner Gnade sie verdeckt mit lebendigen Hecken, daß wir sie nicht gewahren.

6. „Nicht jeder Mensch ist so glücklich, an zwei Tischen zugleich zu genießen." (Berach. 5.) Im gewöhnlichen Sinne heißt dies: Nur selten glückt es, zwei Zwecke zu gleicher Zeit zu erreichen; in höherem Sinne: Nur wenigen Menschen ist es gegeben, das weltliche und geistige Leben, das bürgerliche und religiöse, die Sorge für das irdische und das Streben für das jenseitige in richtigem Maße zu vereinigen.

7. „Nicht was du sagst, sondern was deine Nebenmenschen sagen" (Sanhedr. 19, 1.) Das heißt: In allen Dingen, die das Urteil über uns selbst betreffen, müssen wir weniger unsrer eigenen Meinung, als der andrer Menschen trauen.

Brief- und Fragekasten.

In der Antwort betreffs Kaddisch 3. muß, weil es sonst sinnstörend ist, berichtigt werden: „So sind auch in den aramäisch abgefaßten Kaddischteilen rein hebräische, weil im Munde des Volkes lebende Worte, wie: Jitgadal jitkadasch, jitbarach bis wejithallal, ebenso wechajim alenu" heißen.

Dr. Leindörfer.

6. Frage. Ist ein Kultusbeamter verpflichtet, im Falle seiner Erkrankung einen Stellvertreter zu besorgen und zu besolden? h.

Antwort. Wenn diese Verpflichtung nicht im Anstellungsvertrage vermerkt: Nein!

7. Frage. Ist der Vorstand einer Gemeinde berechtigt, den Mitgliedern das Vorbeten an Wochentagen zu untersagen? —n.

Antwort. Unbedingt. Aber der Vorstand Ihrer Gemeinde, deren Mitglieder fast sämtlich des Vorbetens nicht unkundig sind, dürfte aus Opportunitätsgründen ein solches Verbot nicht erlassen.

Anders freilich liegen die Dinge bezüglich des „Anhebens" und des Mincha am Sabbat und an Festtagen, sowie an allen anderen Tagen, die außer den „Stammgästen" noch einiges sonstiges Publikum in das Gotteshaus führen; da müssen die Opportunitätsrücksichten aufhören und sollten nur die angestellten Beamten vorbeten.

Hrn. S. A. in Borek. Wenden Sie sich an Hrn. J. Mansbacher, hier, Steglitzerstr. 20.

Wochen=	Mai 1895.	Sivan 5655.	**Kalender.**
Freitag . . .	7	15	(Sabb.=Anf. 8,36)
Sonnabend . .	8	16	בהעלתך (S. Ausg. 9,21).
Sonntag . . .	9	17	
Montag . . .	10	18	
Dienstag . .	11	19	
Mittwoch . .	12	20	
Donnerstag . .	13	21	
Freitag . . .	14	22	

Jüdische Gemeinde.

Gottesdienst.

Freitag, den 7. Juni cr. in allen Synagogen, Abends 7½ Uhr.

Sonnabend, den 8. Juni in der alten Synagoge Morgens 8½ Uhr, in den übrigen Synag. Morgens 9 Uhr.

Predigten. Vorm. 9½ Uhr: Alte Synagoge, Herr Rabbiner Dr. Stier. Vorm. 10 Uhr: Lindenstr.=Synag., Herr Rabbiner Dr. Weiße. Nachm. 4 Uhr: Alte Synag., Herr Kandidat Max Joseph.

Jugendgottesdienst. Nachm. 4 Uhr: Neue Synagoge, Herr Dr. Leo Baeck.

Abendgottesdienst 9¼ Uhr.

Gottesdienst an den Wochentagen: in allen Synag. Morg. 6½ u. Abends 6½ Uhr.

Sitzung der Repräsentanten=Versammlung. Sonntag, den 9. Juni Vorm. 11 Uhr im Sitzungssaale Oranienburgerstr. 30 II.

Vakanzenliste.

Kyritz. Unverh. C., Sch. u. Kl. per sof. od. später. Off. m. Gehaltsanspr. an Theod. Calmon.

Breslau. L. u. C. für die Talmud-Thora=Synag. 1000 Mk. u. 300–350 Nebeneink. Meld. an Rabb. Dr. P. Neustadt, Sonnenstr. 17.

Vereinstafel.

Name des Vereins.	Vorsitzender	Schriftführer	Rendant.	Controlleur.	Vereinsarzt.	Syndicus.
Humanitäts-Verein für Gewerbetreibende.	A. Büchel, Hackescher Markt 2.	B. Königsberger, Potsdamerstr. 13.	H. Löwy, Dorotheenstraße 92.	A. Sommerfeld, Gertraudtenstraße 18/19.	Dr. Rosenthal, Alte Schönhauserstr. 53.	
Humanitätsverein Gewul tauw.	G. Michaelis, Invalidenstraße 145.	L. Meß, Stralauerstraße 33.	S. Dewitz, Wallnertheaterstr. 20.		Dr. Löwenstein, Kl. Frankfurterstr. 5. 8–9, 4–5. Dr. Samter, Wilhelmstr. 12 8–9½, 4½–6.	Rechtsanwalt Cohn, Spandauerstr. 36/37 4–5. Rechtsanwalt Lehmann, Andreasstr. 32. 5½–6½.
Wohlthätigkeitsverein Gemilus Chassodim:	J. Rosenthal, Landsbergerstraße 76. 8–9.	J. Rehfeld, Dragonerstr. 7.	J. Baichwitz, Friedrichstraße 123.	Rechtsanwalt Goldschmidt, Rosenthalerstraße 19.	Dr. Margoniner, Lothringerstr. 50. 8–9 4–7.	

Gemilus Chassodim.

Israelitisch. Wohlthätigkeits=Verein.

Dienstag, den 18. Juni 1895

findet in den Gesamt=Räumen Puhlmann's **Vaudeville=Theater Schönhauser Allee 148** zu Gunsten der Vereinskasse ein großes Gartenfest, verbunden m. Ball u. Auftr. namhafter Künstler statt.

Anfang Nachm. 4 Uhr.

Bei eintretender Dunkelheit **feenhafte Beleuchtung des ganzen Etablissements.**

Entree 30 Pf., reserv. Plätze 50 Pf. im Vorverkauf beim Unterzeichneten sowie am Tage des Festes von 2 Uhr ab an der Kasse.

Um zahlreichen Besuch bittet

Der Vorstand

i. A. **J. Rosenthal,** Vorsitzender, Landsbergerstr. 76.

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin in Berlin. — Druck von E. Wertheim, Berlin NW 7, Friedrichstr. 94.